sp.

all. sp.
100 ob
Laube, H.

<36635253740013

<36635253740013

Bayer. Staatsbibliothek

Paris 1847.

Paris 1847.

Von

Heinrich Laube.

Mannheim.

Verlag von Heinrich Hoff.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

1.

Paris, im März 1847.

Es ist nicht mehr Mode, nach Paris zu reisen. Glücklicherweise. Wir haben endlich so viel Interesse an der Heimath gewonnen, um uns nicht mehr nach der Fremde zu sehnen, und dieß Interesse findet endlich Form und Gestalt. Und wem anders als uns verdankt ihr dieß? rufen die etwas verlegen gewordenen Franzosen in Frankreich und in Deutschland, wem anders als dem lebhaften Thiers, welcher vor 7 Jahren den Angriff trommeln ließ gegen den Rhein? Kosmopolitisch alten Styls habt ihr zwar euer eigenes Rheinlied verhöhnt und euer eigenes Schlachtgeschrei verspottet, und doch stammt von damals her euer nationaler Aufschwung! — Der letzte Anstoß zu einer Bewegung ist indessen doch nicht die Seele der Bewegung. Diese war von 1830 zu 1840 mannigfach vorbereitet, und wir wollen gar nicht läugnen, daß die Julisrevolution unsere Gedanken der Freiheitskriege wieder belebt hat, wollen gar nicht läugnen, daß die gegenseitige Anregung unter den Culturvölkern Europa's dem französischen Volke eine für uns besonders wichtige Rolle

zuertheilt hat. Der Franzose ist unser unmittelbarer Nachbar, und was er beginnt, das beginnt er mit Leidenschaft, welche fortreißt, und mit einer Fähigkeit rascher Gestaltung, welche besticht und welche uns nicht besonders eigen ist. Benützen wir uns einander ohne einander beherrschen zu wollen, und wir werden beide gewinnen. Alle Anzeichen sind dafür, daß die Zeit der Fluth nun endlich auch einmal bei uns eintreten könne, und manche Anzeichen sagten mir: jenseits der Vogesen ist die Zeit der Ebbe gekommen, es kann lehrreich und interessant sein, Paris einmal in solchem Zustande zu betrachten.

Gerade sieben Jahre hatte ich es nicht gesehen, gerade also während der ganzen Epoche, binnen welcher sich Deutschland zu neuem Umschwunge vorbereitet hat. Als ich wegging von Paris, waren die Ministerwechsel noch an der Tagesordnung; wie nach einem neuen Theaterstück, verlangte man immer wieder nach einem neuen Ministerium. Das hat sich auffallend verändert. Die Theaterstücke bleiben aus oder taugen nichts, und das Ministerium Guizot ist geblieben und taugt, wie die Majorität sagt. Ein siebenjähriger Friede in Frankreich! Was muß diese seltene Erscheinung alles zu Wege gebracht haben! Oder hätten diejenigen wirklich Recht, welche sagen, der Franzose sei nur schöpferisch, so lange er in wechselnder Bewegung bleibe, und er verdorre in der Stetigkeit? Ich will in keiner Weise der Antwort vorgreifen, will gar nicht schematisiren, sondern ganz unbefangen erzählen und schildern, was man jetzt Anno 47 hört und sieht bei einer Reise nach Paris.

Ich selbst wählte die mittlere Eisenbahn-Linie, also die Thüringer Bahn, welche durch die Saalthäler

bei Weißenfels, Naumburg, Kösen, Sulza artige Landschaftsbilder bietet und eine rasche Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten, namentlich ungemein viel Brücken zeigt. Es wäre wünschenswerth, daß das Direktorium dieser Bahn seinen Wagendienern begreiflich machte, sie seien vorzugsweise zum Besten der Reisenden und nicht bloß zum abstracten Besitz eines Amtes angestellt; dieß wäre ein Gewinn für die Reisenden. Nicht nur, daß unser Wagendiener wortkarg und verdrießlich als lästiger Polizeidiener sich gebärdete, der bald dieß bald das und immer unverfängliches zu verbieten hatte, nicht nur, daß er weder die Stationen ankündigte, noch die Thüren öffnete — eingesperrt bleibt man trotz so viel schreiender Unglücksfälle! — er bewerkstelligte auch das Außerordentliche: zwei Studenten von der Weiterfahrt auszuschließen ganz ohne Noth, als sie in Kösen unter dem natürlichen Wirrwarr eines noch neuen Dienstes auf einer noch nicht ganz fertigen Bahn erst im letzten Moment einsteigen wollten. Niemand hatte sie unterrichtet, daß es der letzte Moment sei, und es war auch noch vollständig Zeit, die Thür stand sogar offen, aber der polizeiliche Wagendiener schlug sie ihnen vor der Nase zu. Wir reichten den armen jungen Leuten Mäntel und Pakete hinaus; zu alledem war noch Zeit genug vorhanden, aber die Thür war verschlossen. Als wir in Weimar bei den höhern Beamten Beschwerde führten, wies man uns mit dürren Worten zur Ruhe und gab dem Wagendiener Recht. So tief sitzt uns die Amtswürde, welche nicht hören kann. Die eben erst Geborenen sind schon taub. In diesem Punkt möge man sich die belgischen Bahnen zum Muster nehmen; da ist nirgends eine Amtspedanterie und doch hinreichende Ordnung

und bei aller Bequemlichkeit für den Eintritt und Austritt des Reisenden eine schnelle Fahrt. Im äußersten Nothfall auch ohne Billet in den Wagen treten und an den Wagendiener zahlen oder bei der nächsten Station sein Billet lösen zu können, das gilt bei uns noch für eine unzulässige Ausnahme. Die Ausnahme muß aber möglich sein, allenfalls mit einer kleinen Erhöhung des Preises, wenn man fürchtet, die Ausnahme könne Regel werden.

Die sonst so eintönigen Landschaftsbilder der belgischen Bahnen haben nun auch durch die Bahn von Köln nach Lüttich eine malerische Partie gewonnen. So schön freilich wie die Main-Neckarbahn, welche neben der jetzt einsamen Bergstraße am Fuße des Odenwaldes hinstreicht, so schön ist sie nicht, wo gäbe es auch eine so schöne! Hat sich doch die badische Behörde selbst von dieser Schönheit verführen lassen, und hat eine unnöthige Zweigbahn nach Mannheim errichtet, um sich mit der Hauptbahn vom Anblick der Berge nicht zu trennen. Man nennt dieß Malice; es ist gewiß Natursinn. Was wäre das für eine Regierung, welche gegen die wichtigste Stadt des Landes witzige Malice ausübte durch eine so wichtige, dauernde und theure Thatsache, wie eine Eisenbahn! Eine gute Regierung muß sich den Witz gefallen lassen, aber darf nicht selbst Witz machen; denn der Witz ist unter allen Umständen ein Feind der Regierung, auch wenn er in ihr selber sitzt.

Aufs kühnste ist man bei Anlage der Bahn durch das Wallonenland von Aachen nach Lüttich verfahren. Wie der Bildhauer Thon und Marmor behandelt, so behandelt man hier die Natur, als Stoff verarbeitet man sie und läßt sich nicht von ihr als von einer

theuren Staffage Gesetze vorschreiben. Man folgt nicht den capriciösen Windungen der Thäler, man geht quer durch die Berge. Welches Heer von Tunnels, von Brücken, von Viaducten! Wie Theaterdecoration erscheint dieser Weg, kling, kling! Da ist der kleine Fluß, dessen Uferberg die Weiterfahrt zu versperren scheint: in den Berg hinein! kling, kling! Da ist der Fluß wieder, dessen weiten Umweg wir spöttisch abgekürzt, und so kling, kling! stundenlang durch das eigenthümliche Ländchen, welches dem deutschen Kaiserhause einst so viel tapfre Krieger geliefert, unter ihnen meines Wissens den kleinen Wallonen Tilly selbst, und welches vor einem halben Jahrhundert durch seine Wasser und Spiele von Spaa berühmt war. Spaa ist nicht mehr Mode, aber das Land ist rüstig geblieben, und hat sich in seinem Lüttich eine blühende Hauptstadt erhalten und gesteigert. Ueber eine geneigte Bergebene wird der Zug der Eisenstraße an der Stadt vorübergezogen, welche unter heißer Märzsonne breit da unten liegt um die Maas. Wir Norddeutschen sind von nichts so überrascht, als von den großen Städten in diesen Uebergangsländern, von Mastricht über Lüttich und Trier hinauf nach den Ardennen, Vogesen und Alpen bis Straßburg, Schlettstadt und Colmar. Sie sind für uns nicht richtig eingerahmt, und erst, wenn wir sie mit leiblichen Augen sehen, werden wir mit Schmerzen inne, daß hier alte Wunden des deutschen Reichs klaffen, Wunden die 1815 hätte heilen und schließen müssen, und die unserer Jugend nie aus den Augen schwinden dürfen. Warum gab man nicht, wenn man geben mußte, 1815 diese Wallonen an Frankreich, und nahm, was uns gebührte, Elsaß und Deutschlothringen?! Das Natür-

liche lag so nahe! Zum deutschen Unglück gehört es, daß sich gerade zwischen uns und die deutschen Flamländer diese französisch gearteten Wallonen gelagert haben. Wie wunderlich sie uns anmuthen, mit ihrer hitzigen Sprache, die von weitem wie schlechtes Französisch klingt, wie mißtrauisch wir hinabsehen auf eine so kleine Nationalgemeinschaft, welche selbstständig nichts bestimmen kann in der europäischen Welt, diese Wallonen sind doch ein ganz wichtiger Volksstamm. Dieß sind sie theils durch ihre Lage zwischen Franzosen und Deutschen und halbdeutschen Vlamingen und so nahe an den Holländern, welche zu Deutschland gehören müßten, wenn unser altes Reich ein modernes Reich geworden wäre. Und dieß sind sie durch ihren Charakter, welcher zäh, halsstarrig und kühn. Sie haben die belgische Revolution gemacht, und sie werden mit ihrer fanatischen Meinungs- und Willenskraft immer ein harter Prellstein bleiben in ihrem Hügellande, wenn über kurz oder lang sich was begiebt auf dieser Wetterscheide der Hauptvölker, welche den Continent zu beherrschen haben.

Ich reise nie durch dieses Belgien ohne einen gewissen Respekt zu empfinden für diese energische Rüstigkeit, welche außerhalb der herkömmlichen, bloß militärischen Hülfsmittel einen scharf gespannten und scharf bewegten Staat zuwege gebracht. Ebenso vergess' ich nie zu bedenken, welch' eine weise Fassung vorauszusetzen ist in diesem Könige, der niemals jählings hervortritt beim steten Kampfe dieser innern belgischen Gegensätze, ein constitutioneller König, wie ihn Montesquieu oder Sieyès oder Dahlmann und Gervinus nur definiren gekonnt, und wie er wahrlich unsrer sächsischen Heimath Ehre macht.

Die rheinische Bahn, die belgische Ost- und Südbahn und die französische Nordbahn reichen einander die Hände, um den Reisenden von Köln aus binnen starken 24 Stunden nach Paris zu bringen. Das Gepäck leidet nur ein wenig unter diesen verschiedenartigen Händen: in Verviers durchsuchen es die Belgier, in Valenciennes die Franzosen, in Paris die Pariser. Des Morgens reist man aus Köln, ist Nachmittags zwischen vier und fünf in Brüssel, wo man Zeit hat die Mittagszeit zu verzehren, ist Abends um zehn in Valenciennes, und des Morgens gegen acht in Paris.

So gleitet man schlafend über das Eisenbahnschlachtfeld von Fampoux. Aber auch ohne diese mißliche Erinnerung gefällt uns der Dienst auf dieser Nordbahn nicht besonders. Er hat etwas steifes und bureaukratisches, was überhaupt den Franzosen neuerer Zeit mehr und mehr zu Kopfe zu wachsen scheint. Bei Licht besehen sind sie am Ende nächst den Preußen der beamtenhafteste Staat, und die immer wiederkehrende Trockenheit und Unfruchtbarkeit ihrer Staatsverfassungen mag einen Hauptgrund haben in dieser bürgerlich-soldatischen Eigenschaft. Herr Rothschild fuhr selbst mit in jener Nacht, und ich hätte ihm mündlich versichern können, daß unsere Wagen auf Eisenbahnen neueren Datums in Deutschland besser und bequemer seien als die der Nordbahn, und daß der Reisende bei uns ungenirter sich verhalten kann, also auch in diesem Betracht besser daran ist. Wagen dritter Classe werden zur Nachtfahrt gar nicht verwendet. Soll man sich nicht erkälten in Wägen, die allerdings offener und schlechter sind als die Wägen dritter Classe in Norddeutschland? Oder setzt man

voraus, daß die ärmern Leute des Nachts nicht zu reisen brauchen?

Paris schwamm in weißen Nebeln einer warmen Märzsonne als ich ankam und nach den Boulewards eilte, nach diesen reizendsten Hügelstraßen der Welt. Eigentlich wollte ich nur einen Krankenbesuch machen in Paris. Heinrich Heine, schon einmal todt gesagt, giebt sich selbst verloren. „Komm heute,“ hatte er mir geschrieben, „denn morgen kannst Du einen stillen Mann an mir finden. Die Lähmung meines Körpers schreitet zwar nur allmählich vorwärts, und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder das Lebenshirn berührt und dem Spaß hienieden ein Ende gemacht wird, aber ich kann doch nicht für einen salto mortale stehen, und ich möchte gern mit Dir Testament machen.“ In dem Hôtel fand ich den jungen Poeten Alfred Meißner, dessen Ziska hier großen Beifall gefunden, und der in glücklicher Jugend hier umherschwimmt in den Wassern geschichtlicher Erinnerung. George Sand möchte er so gern sehen, und sie ist nicht zu sehen: sie lebt klösterlich abgesondert und einsam in ihrem Hôtel der Rue de Provence, und Heine, welchem sie stets ihre Thür öffnet, ist gelähmt! Während mich Meißner zu Heine führte, erzählte er mir von Alfred de Musset, dessen Porträt Stenio in der Lelia sei, und dessen Gedichte ihn daheim in Böhmen am genialsten angemuthet von allen Gedichten junger französischer Poeten. Ich war ganz erstaunt über dieß Urtheil, aber ich lege dem eine Bedeutung bei, was einem noch so jungfräulichen Dichter lebhaft gefallen hat. Wir haben in Deutschland von diesem Musset nie viel Aufhebens gemacht, und uns nur einmal ärgerlich belustigt über sein

phrasenhaftes Rheinland. Jetzt soll er verloren gehen, in wüstem trunkenem Leben, für welches ihm großer Reichthum alle möglichen Mittel an die Hand giebt. Wirkliche Trunkenheit dünkt uns was seltenes an den Franzosen, man versichert mir aber dießmal, sie sei nicht mehr so gar selten, wenn sie auch in unserm rauheren Klima nationaler, und wenn auch die sinnliche Ausschweifung mit Weibern nationaler in Frankreich sei. „Ich dichte am besten, wenn ich die Feder kaum noch halten kann!" bleibt hier wie dort eine traurige Herrlichkeit im Mund eines Dichters*). —

---

*) Jetzt, ein halbes Jahr später, höre ich indessen, daß er doch Kraft gefunden hat, dieser verloren gegebene Musset, ein beachtenswerthes Stück zu schreiben, welches am Theater Français aufgeführt werden soll.

2.

Paris, im März.

Heine war ausgegangen. Er kann also noch ausgehen! Am Stock und sehr langsam, besonders weil er nur mit Mühe so viel sehen kann als nöthig ist; ein Auge ist ganz geschlossen, und das andere nur noch ein wenig geöffnet. Wir gingen wieder nach den Boulewards hinauf, wo die Frühlingssonne alle Müßiggänger aus den kalten Steinhäusern herausgelockt hatte. Dennoch fand ich die Menschenmasse, welche in den sieben Friedensjahren bedeutend angewachsen ist, dem Anschein nach nicht vergrößert, ich fand auch dem Anschein nach nicht gar viel gebaut, die Physiognomie wenigstens nicht verändert, obwohl sich zwischen den himmelhohen Häusern manches neue eingestellt hatte, mit der hier gebräuchlichen ebenen Façade, mit der weißgelben Farbe des Bausteins und mit der geschmackvollen platten Stukkatur-Verzierung, welche dem Ganzen die Aehnlichkeit giebt mit Fronten aus gelbem Zucker, fein und sorgfältig gezackt und geschnörkelt wie gefeilte Arbeit, oder noch feiner wirkend durch glatte Flächen und riesige Fensterscheiben.

In das Innere der Stadtviertel dringend, findet man wohlbestätigt, daß ungemein viel geschieht in Durchbrechung neuer Straßen, in Lüftung und praktischer Oeffnung für neue Canäle des Verkehrs. Die Läden auf den Boulewards haben sich wohl noch vermehrt, so daß man eine halbe Stunde lang kein Haus mehr findet, dessen Erdgeschoß nicht in dem Glanze der verführerischen Schaufenster, Spiegel und Auslagen schimmerte.

Hatte mich der Poet neben mir angesteckt, dessen frischen Sinnen noch alles reizend vorkommt, oder hat sich die Race der sonst so mageren und bloß graziösen Pariser Frauen verbessert? Man sieht jetzt mehr volle Formen des Südens als sonst. Aber ist denn der Winter so gar voller Tod gewesen? Die Weiber gehen ja alle kohlschwarz, sogar die lustigen Kinder aus dem Quartier von Notre-Dame de Lorette, sogar die Loretten! Kohlschwarz ist Mode, der Tod ist Mode. Ja wohl, klingt es im rheinischen Accent neben uns aus dem Munde eines blondbärtigen Mannes schlanken Wuchses. Es ist Jakob Venedey. Ich bin immer erstaunt, daß dieser ehrliche und solide Deutsche zum Flüchtling verurtheilt bleiben kann. Er ist ein so warmer deutscher Patriot, er ist nicht fanatisch, er ist jeder gründlichen Beweisführung zugänglich, warum soll er dauernd vom Vaterlande getrennt bleiben, weil er in einzelnen politischen Ansichten einmal in einen scharfen Widerspruch gerieth mit den Herrschenden! Wie verschieden sind nicht heutiges Tages diese Ansichten! Die entscheidende Frage kann doch nur die sein: ob man gesetzliche Entwicklung oder gewaltsame Aenderung will? Letztere will Venedey nicht. Was steht also im Wege? Auf

legalem Wege seine Gedanken auszudrücken, ist ja gestattet, wenn auch diese Gedanken nicht immer willkommen sind. Selbst das Unwillkommene gehört ja zum nöthigen Sauerteig. Der König von Preußen hat 1840 eine Amnestie gegeben, sollte es nicht mit den jetzt begonnenen Reformen innig harmoniren, diese Amnestie zu erneuen und zu erweitern, damit die ausgestoßenen Söhne in der jetzigen hoffnungsreichen und versöhnlichen Stimmung die Heimath wieder gewinnen, äußerlich und innerlich?

Des Fragens ist kein Ende: was man von der preußischen Constitution erwarte? Den Franzosen macht dieser politische Schritt in Berlin ganz unbeschreiblich zu schaffen, und in das Fragen und Antworten mischt sich stets der Name Friedrichs des Großen, welchen die für das Ausland sonst so absprechenden Franzosen tief respectiren. Auf dem Wege von den Boulewards nach dem Palais-Royal kommt man an einem Hause vorüber, welches Bild und Namen des großen Friedrich führt; ein Franzose, welcher sich zu uns gesellt, erzählte: das Bild solle jetzt neu gemalt und mit einer modernen Perspective vervollständigt werden. Mit welcher Perspective? „Ah, das wird abhängen von den nächsten Monaten in Berlin!" Wissen Sie wohl, unterbrach ich ihn, daß es Euch Franzosen gar nicht besonders erfreulich sein würde, wenn die preußischen Gestaltungen im vollen Sinne des Liberalismus gediehen, und somit die volle Theilnahme und Kraft Deutschlands gewännen? — „Und warum nicht?" — Weil Ihr eitel seid und sehr ungern das liberale Vorzugs- und Asylrecht theilen möchtet mit den germanischen Völkern, und weil Ihr diesen tiefen und sicheren Weg preußischer Herrschaft innerlich ungern

betreten sehen wollt, wenn Ihr auch äußerlich Beifall klatscht! — „Nein," sagte er nach kurzer Ueberlegung und indem er lächelte, „diese Politik ist veraltet; ein modernes Deutschland und wir in Allianz, und der Continent ist unser (à nous), und die Seemacht da drüben wird in Schranken gehalten. Sehen Sie da den kleinen Mann, der so rasch geht und links und rechts spricht — wir waren eben in den Garten des Palais-Royal getreten — der gehört halb Euch und halb uns, und der hat so eben in der Vorrede zu seinem „Bauernkrieg" gesagt: Preußen könne Deutschland ein Haupt geben wie es die Bauern gewollt und wie es Hutten in Sickingen erblickt, wenn es eine Constitution nicht bloß für die Reichen gebe und alle Talente an sich ziehe, denn die Talente seien organisirend, und nur die Mittelmäßigkeiten seien gefährlich." Es war Alexander Weill, aus dem Elsaß gebürtig, welcher in der deutschen Journalistik seine Schriftstellerei begann und sich seit einigen Jahren der französischen Journalistik zugewendet. Dieser Bauernkrieg ist eine Umschreibung des bekannten Zimmermann'schen Werkes in kecken Zeitungsartikeln, die es mit den historischen Dingen nicht genau nehmen und nur die bürgerliche Idee jenes Krieges im Sinne der heutigen Auffassung hervorzuheben suchen. Ob es dabei ein wenig wüst hergeht, den Franzosen ist es interessant und neu, daß ihre Revolution schon im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts in den süddeutschen Thälern gespielt habe. Ich fürchte, die deutsche Ausgabe des Buches wird einen schwereren Stand haben, als die französische.

So war der späte Nachmittag herangekommen, und es trieb mich, endlich die Hauptperson zu sehen.

Er ist zu Hause! sagte der Thürwärter, indem er den lichten, offenen Namen Heine so zusammengedrückt aussprach wie der Franzose den „Haß" bezeichnet. Ich erschrack wie vor einem garstigen Vorzeichen, und eilte die Treppe hinauf. Da saß er neben einer blühenden, in gesunder Körperfülle fröhlichen Französin, neben seiner Frau, die ihm seit einem Jahrzehnt treulich zur Seite steht. Da saß er an der Mittagstafel, die nicht mehr für ihn gedeckt war — wie verändert! Von einem feisten, aus kleinen schalkhaften Augen Funken sprühenden Lebemann hatte ich vor sieben Jahren lachend Abschied genommen, jetzt umarmte ich fast weinend ein mageres Männchen, in dessen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kastanienbraune Schimmer desselben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Gesicht glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefaßt von einem grauen Bart, weil die schmerzlich erregten Nerven das Scheermesser nicht mehr ertragen; jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, graugesprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Nase war länger und spitzer, der anmuthige Mund war schmerzlich verzogen geworden. Sonst neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als suche er muthwillig das schwache Fundament der wackligen Menschenkinder zu ergründen, jetzt war es immer gewaltsam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwischen den Augenliedern kommen und sehen könne! Armer Heine! Und doch dauerte das Klagen nur einige

Minuten! Der Geist ist unberührt, das Naturell ist unbetroffen, über die sentimentale Thräne hinweg flogen bald wieder die lustigen Pfeile, welche er so lange gegen Jahn oder Maßmann, oder sonst einen stereotypischen Gegenstand des Spottes geschnellt hat. „Es wäre ja undankbar von mir," sagte der Bösewicht auf meinen Vorwurf gegen solche Stereotypie, „es wäre ja undankbar, wenn ich diese armen Leute im Alter verlassen sollte, nachdem sie mir so lange gedient! Wer spräche denn noch von ihnen!" Kurz der versagende Körper war bald ganz Nebensache, und Shakspeare hat Mercutio nicht besser sterben lassen, als Heine sich selber sterben läßt. Jede Hoffnung auf Besserung weis't er lächelnd ab, er hält seine Tage für gezählt, und diese Zahl für sehr klein. „Hätte ich nicht Frau und Papagai," sagte er lächelnd, „ich würde (Gott verzeih' mir die Sünde), ich würde wie ein Römer diesen schlechten brustgluckſenden Nächten und dieser ganzen Misère ein Ende machen. Aber das schickt sich nicht für mich den Hausvater. Laß uns Testament machen, so lange Du hier bist!"

Dieß geschieht. Welch eine sonderbare Verschwendung von Geist, Spott und Zorn, von vorbauenden und sicherstellenden Hülfsmitteln, von Planen, Speculationen und Chimären steckt in den Correspondenzen eines Auswanderers, der wie Heine seit sechzehn Jahren einen geistreich poetischen Mittelpunkt für die deutschen Wanderer gebildet hat. Wie viel interessante Dinge frißt da das Kaminfeuer in einer Stunde! Der leichtsinnige Heine ist in allen Fragen über positive Lebensverhältnisse von diplomatischer Peinlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Seine zahlreichen grellen Fehler hat man immer genau aufgezählt, seine großen

Vorzüge hat man gern im Dunkel gelassen. Jetzt, da wir am Rande seines Grabes stehen, erheben sich die klagenden Stimmen erst, die uns verrathen, welch eine wohlthätige liebevolle Hand er gehabt für die darbenden Wanderer. Er hat die Feder, er hat den Mund nichts wissen lassen von dieser hülfreichen Hand, und unerwartete Zeugen bringen jetzt die Kunde, daß er nicht nur Genie, sondern auch ein gutes Herz besessen habe — ein ganz einfach gutes Herz, nicht mehr und nicht minder.

Unter den Deutschen hier in Paris sind nur noch wenig Widersacher übrig, welche den nahen Tod Heine's nicht schmerzlich beklagen. Viele davon bleiben ihm principielle Widersacher, und dennoch beklagen sie aufrichtig den Verlust eines solchen Geistes. Hier in Paris ist diese Klage um so natürlicher, denn hier hat die Heine'sche Begabung unserm deutschen Geist eine Achtung erworben, welche selbst ein tieferer und größerer Mann unserer classischen Litteratur unter den spöttischen und hochmüthigen Franzosen nicht hätte erwerben können. Heine besaß und besitzt in diesem Augenblick als Halbtodter noch alle die kleinen Waffen dieser Gallier, welche sie am meisten fürchten, in seinem Köcher, und das wissen sie, und davor haben sie einen ganz redlichen, eigennützigen Respect. Von seiner belebenden Poesie verstehen sie nur die Hälfte, von seinem Witz verstehen sie die ganze tödtliche Kraft. In diesem Punkt sind sie so scharf witternd, daß sie jetzt in der Revue de deux Mondes eine Uebersetzung in Prosa, welche den Atta Troll nur sehr unvollständig wiedergiebt, mit vollständigem Beifall gelesen haben. Die hundertfältigen Beziehungen in die abgelegensten Winkel deutscher Litteratur hinein können sie nicht ver-

stehen, und dennoch spüren sie etwas von der Wirkung, und dennoch bleibt genug übrig was ihnen Reiz und Furcht einflößt. Die Franzosen und manche von uns haben wohl manchmal gesagt: Heine sei ein halb französischer Autor; jetzt, wo man die Summe zieht, verläugnet sich niemand mehr, daß dieß ein Irrthum ist, daß Heine ganz und gar in deutscher Poesie wurzle, halb Page, halb Lanzknecht germanischer Romantik, die er spaßhaft und närrisch behängt hat mit mancherlei Quincaillerie aus den Schaufenstern der Boulevards, aus den Schaufenstern der Journale. Ein „braver deutscher Republikaner,“ der in einem Athem Heine's Genie pries und Heine's politische Maximen verwünschte, sagte gestern Abend zu mir, und erschrak selbst über das was sein Mund sagte: Am Ende wird man nach einem Jahrzehnt behaupten, Heine sei deutscher gewesen als Börne, der doch zuletzt ganz und gar in französischen Maximen aufgegangen!

Ueberlassen wir das der Zukunft. Mich beschäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage: woher eine so ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit, die offenbar in den geheimnißvollsten Verzweigungen zwischen Hirn und Nerven ihren Sitz hat als eine tückische rastlos weiterkriechende Lähmung. Erreicht sie den Lebensmittelpunkt des Gehirns, so entsteht der Tod. Giebt es keinen deutschen Arzt, welcher zu helfen wüßte?! Zorn und Aerger haben die Krankheit erregt durch eine Art von Schlagfluß. Nicht die hundert Kämpfe in Litteratur und Politik haben diesem furchtbaren Fechter das mindeste angethan; ein einziger Streich, welcher von seiner Familie ausgegangen, hat ihn zerstört. Es wird dies seiner Familie ein tiefer Vorwurf bleiben. Heine war 45 Jahre

alt, als ihn vor zwei Jahren dieser Streich betraf; er hatte noch Jahrzehnde schöpferischer Thätigkeit vor sich, und um der alltäglichsten Lappalien willen ward er von mittelmäßigen Menschen zerstört. Das Bunteste und Verwirrteste ist darüber geschwätzt worden, und doch ist die Wahrheit so einfach. Da sollten sich Briefe in dem Nachlaß seines Oheims Salomon Heine vorgefunden haben, Briefe, durch welche der Universalerbe Karl Heine verletzt worden sei. Thörichtes Gerede. Gerade diese beiden Männer sind die einzigen Glieder der Familie, welchen Heinrich Heine sonst und jetzt die unwandelbarste Liebe und Achtung gewidmet: von dem ehrwürdigen Oheim spricht er jetzt wie sonst mit innigster Verehrung, und jede zweifelnde Frage nach dem jetzigen Verhalten seines Vetters Karl weis't er mit Entschiedenheit zurück, und weis't sie zurück unter dem Ausdruck herzlicher Achtung und Zuneigung. Ebensowenig ist aber auch auf der andern Seite wahr, daß der Dichter die Theilnahme des Millionärs in besonders hohem Grade in Anspruch nehme. Er braucht kein Geld mehr; die Lebensgenüsse und bald das Leben sind ihm verloren. Er bezieht von Karl Heine nur die Pension, welche ihm der Oheim ausgesetzt, und wie ich aus seinem eignen Munde gehört, hat er nur für eine Sache den Reichthum seines Vetters in Anspruch genommen: Karl Heine hat sich verpflichtet, nach dem Tode des Dichters an die Wittwe desselben die Hälfte der Pension lebenslänglich auszuzahlen, und er hat diese Verpflichtung, wie Heinrich Heine sagt, auf eine bloße Anfrage mit so liebevoller Zuvorkommenheit übernommen, daß der Dichter hiervon bis zu Thränen gerührt worden ist. Da ist nichts Unreines, nichts Uebles; das Gift aber ward gemischt

und beigebracht vor dem Tode Salomon Heine's. Die guten Bürger und schlechten Musikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getödtet zu haben aus kläglicher trockner Scheelsucht. Wenn man von den Goldsäcken und sonstigen Herrlichkeiten der Familie nichts mehr wissen wird, dann wird man durch diesen nun vor unsern Augen hinsterbenden Dichter den Namen Heine noch kennen und rühmen, und die litteraturgeschichtliche Mythe wird hinzusetzen: er sei wie Byron durch Nadelstiche kleiner Verwandten vor der Zeit in den Tod gestoßen worden.

Auf den Montmartre will er begraben sein; „dieß ist mein Quartier," sagte er auf meine Frage. Und was wird weiter? Was denkst Du? — „Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran bis die Asche in die Winde zerstreut wird." Weill setzte hinzu: die ganze Menschheit ist nur ein Mensch, in ihr geht also keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv, lebt jeder Einzelne fort in der Menschheit von Adam her bis auf uns und unsre Kindeskinder. Es stirbt nichts was lebendig gewesen. „Wohl gesprochen, junger Maulwurf!" sagte Heine lächelnd, „die Weltgeschichte ist die Lebensversicherung derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen." —

3.

Im März.

Der Sonnenschein lockte uns nach dem Louvre, wo die Bilderausstellung kürzlich eröffnet worden ist — der Salon, wie man früher sagte. Jetzt ist, wie bei uns, die Bezeichnung „exposition" ebenfalls Mode. Fürchten Sie nicht eine Bilderbeschreibung! Wenn ich auch zuweilen hineingerathe in diese drückende Menge von Zuschauern aller Stände, von Bildern aller Gattungen, ich habe nicht die Kraft zehn Bilder in einem Zuge zu betrachten. Jahrelange Anstrengungen wirken auf mich verzehrend, die Kraft der Seele und der Technik, welche der Maler seinem Werke eingeprägt, nimmt mich so in Beschlag, daß ich nach einer Stunde schon meine Fähigkeit der Empfängniß erschöpft fühle.

Es ist noch immer nichts geschehen, diesen ungeheuern Raum zwischen Louvre und Tuilerien auszufüllen in seinen angedeuteten Grenzlinien. Welch eine Regierungsform, welch ein Herrscher wird kommen müssen, um den kolossalen Louvre-Gedanken auszumauern! Jetzt noch wie sonst ragen die schmutzigen Fronten und Winkel zudringlicher Häuser, hölzerner

Buden, alter Tische mit alten Büchern in das weite Quadrat hinein zwischen dem fertigen Viereck des prachtvollen Louvre und dem leider ebenfalls fertigen Palast der „Ziegeleien," welcher von der Katharina Medicis gebauet wurde, aber mit seiner überladenen Dächerwelt den medicäischen Geschmack nicht verräth. So eben heißt es wieder einmal in den Journalen: der Platz solle nun endlich wenigstens geräumt und gleichmäßig gepflastert werden. Nach Verlauf von neuen sieben Jahren wird wohl wiederum davon die Rede sein, denn die Franzosen sehen mir jetzt gar nicht darnach aus, etwas gründliches im großen Styl anzufangen. Sie sind in lauter kleinen Schritten hin und her getreten, bald nach links, bald nach rechts, seit dem ich sie nicht mehr gesehen in ihrer großen Werkstätte Paris; von einer wirklichen Schöpfung bemerke ich nichts. Da ist eine — sagte mein Begleiter, als wir in den eigentlichen Louvre-Hof traten, in diesen Hof so edlen Styls — da ist die Reiterstatue des Herzogs von Orleans! Sie ist mißrathen. Das Pferd ist mißlungen in seinen Verhältnissen, und der Reiter in knapper Uniform nimmt sich so dürftig aus wie ein Strich. Wenn die nöthige Fülle so mager geräth, dann verlangt man ungeduldig nach dem übrigens so verbrauchten Mantel. Einen Mantel für diesen schlanken Prinzen und ein neues Pferd! Dieser Versuch, die arabische Race kolossal zu machen, ist gescheitert.

Da hat sich unten im Erdgeschoß, wo die Sculpturen ausgestellt sind, ein Bildhauer mit dem deutschen Namen Klesinger eine Aufgabe gestellt, welche viel mehr Theilnahme findet, weil sie die blanke Natur in Marmor versinnlicht. Vor der Reiterstatue bleibt

kein Mensch mehr stehen, um Klesingers nacktes Weib ist Zudrang den ganzen Tag. Diese liegende Tochter Eva's, welche den Unterkörper in elastischer Form-Kraft vor- und den Oberkörper zurückdrängt, ist unter dem schlechten Titel aufgeführt: „Weib das von einer Schlange gestochen wird, Studie." Man hat ihr auch unten am Bein ein metallenes Schlänglein angeschraubt, aber die Pariser sagen: dieß ist nur für den Anstand, und hier ist nicht Tod, sondern äußerstes Leben; diese Glieder sind nicht in Schmerz, sondern in Wollust gespannt, auf diesem leider gar weit zurückgeworfenen Angesicht zuckt nicht der Stich einer Schlange. Jenes „leider" ist richtig: der obere Theil des Körpers entzieht sich durch den zweimaligen Bruch nach rückwärts, in der Taille und im Halse, der Beschauung im Ganzen. Man muß sich die einzelnen Theile zusammensuchen für ein Bild, als Ganzes wirkt nur der schöne Unterkörper und der ganze Schmelz des Bildwerkes, dessen Marmor warm und lebendig anmuthet. Die Kühnheit und das Talent des Bildhauers unterstützen einander zu schleuniger Beförderung. Der Glückliche heirathet auch die Tochter George Sands.

Oben im Salon ist ebenfalls ein wildes, sinnliches Thema, welches einen Malernamen aus den tausend Namen hoch emporgehoben hat. Der Name ist Thomas Couture, das Bild heißt: „Römer aus der Zeit des Verfalls," die römische Orgie kurzweg genannt von Jedermann. Ein mächtiges Bild ohne Widerrede, groß an Umfang — es enthält wohl vierzig lebensgroße Figuren — stark an Kraft. Der Maler hat vier Jahre darauf verwendet, und wahrscheinlich einen dauernden Ruhm gewonnen. Der graue Morgen bricht

vom offnen Himmel in die Säulenhalle, in welcher die schwelgerischen Musen aus Mangel an Sinnendauer die Lust beschließen müssen. Von Speise und Trank sieht man nichts, sinnliche Liebe aber, dem Franzosen der stärkste der Sinnenreize, hat noch hinreichende Motive vor sich in den halb oder ganz nackten Gestalten. Trunkenheit gewöhnlicher Art füllt hie und da die Lücken. Ein erhöhter Ruheplan — Bett oder Sitz wäre ein zu enger Ausdruck — vereinigt auf röthlich seidenen Decken die Hauptgruppen der Mitte. Da liegen, kauern und sitzen frech durch einander die erschöpften Heldinnen und Helden des Gelages; ein schönes Weib in gesättigter Erschöpfung im Vordergrunde dieses Ruheplans ruht an Brust und Schenkel eines starken Mannes. Links oben auf dem Sockel einer Römerstatue sitzt hängend und mit bleierner Schläfrigkeit übergossen ein schöner Jüngling, rechts oben bietet in gemachter Stellung ein anderer seine Trinkschale spöttisch der Marmorstatue des weisen Vorfahren. Unter ihm im äußersten Vordergrunde rechts stehen zwei nüchterne Philosophen, die einzig Nüchternen, und sehen ernst auf das Getümmel, welches hinter dem Ruheplan in die Ferne verschwindet, Kopf an Kopf, Gruppe an Gruppe. Sie stehen nicht gut, und sind für mich neben dem Jüngling mit der Trinkschale die Achillesferse des Bildes, welchem ich übrigens eine große Auffassung und große Ausführung einräumen muß.

Ich glaube nicht, daß wir in unserer Heimath Maler haben, welche einen solchen Stoff so ausführen könnten. Der Stoff ist in seinem Herzen so sinnlich, daß zur Behandlung desselben ein sinnlicher Schmelz gehört, der bei uns nicht zu Hause ist und wohl nur

romanischen Völkern gehört. Die Niederländer, Rubens an der Spitze, haben wohl dergleichen in Folge des Nacheiferns, welches die Italiener in ihnen geweckt. Aber es kommt dann immer ein wässriges Blond und Rosenroth hinein, und eine Fleischesbauschung statt des Nervs, welche die innerste Natur solcher Stoffe verderben. Die nackten Menschen haben dann ihre Hemden ausgezogen, und doch sollen sie gar keine Hemden gehabt haben. Wir sind wohl auf andere Bereiche der Composition angewiesen, in denen unsere Gedanken reichlicheren Platz finden. Dafür mehr als künstlerisch billig Platz zu suchen, das mag unsere Gefahr sein. Die Gefahr der Franzosen, welche sich neuerdings so gut auf den Effect verstehen, ist nicht bloß die lediglich witzige Zuspitzung des kleinen Gedankens, nicht bloß die lediglich äußerliche Bravour, ihre Gefahr ist, daß sie die Schönheit nicht treffen können. Wir sind wahrlich nicht stark darin, aber wir entschädigen uns durch das Hervorschimmern der Seelenschöne. Die Niederländer entschädigen sich durch Schönheit der Farbe; die Franzosen aber, mitten inne zwischen der wirklichen Schönheit des Südens und den Auskunftsmitteln des Nordens, haben neuerer Zeit in virtuoser Technik des breiten Pinsels, in Verachtung der weichen Uebergangstöne eine grimmbärtige Männlichkeit, eine schwarzdunkle Charakteristik angestrebt und vielfach erreicht, welche meinem Geschmack nach eben nur ein französisches Ideal, aber kein volles Ideal ist. Von Paul Veronese zu sprechen bei dieser „Römischen Orgie" liegt ziemlich nahe, und es ist wirklich Fug dafür vorhanden; auch ist dieß Bild durchaus nicht à la Delacroix gemalt, also nicht in der ultrafranzösischen Manier schattigster Schatten, wüster Farben

und Umrisse, romantischer Fetzenhaftigkeit, welche den Kennern hier immer noch was sehr besonderes ist; aber ohne den Fehl im Leichnamartigen des Schattens ist es doch nicht, wie sehr auch der bleiche Morgenschein und die Uebermächtigkeit der Schwelger zu schwarzgrauen Tönen berechtigt, und die eigentliche Schönheit Paul Veronese's hat es doch nicht, wenn selbst die sichtbaren Fehler manierirter Zeichnung im rechten Vordergrunde beseitigt würden. Der sonnendurchwärmte Kern des Lombarden ist eben im regnerischen Paris nicht zu holen. Dennoch ist das Bild eine sehr mächtige Erscheinung, und der gebrochene Blick des weißen Weibes in der Mitte verläßt mich nicht mehr.

Daneben macht der eigentlich französische Maler Horace Vernet dießmal kein Glück. Sie werden schon wieder zu ihm zurückkommen nach mancherlei Anarchatisreisen. Treu bleibt man doch nur dem heimathlich Erwachsenen. Vernet malt nicht mit Tabakssaft, und was er an Scene und Handlung erfindet, das ist französischen Lebens, es hat eine ächte, wenn auch keine große Welt zur Unterlage. Dieß hat Couture's Orgie, um die Wahrheit zu sagen, nicht; das Bild ist eine Abstraction, eine Philosophie, wie man außerhalb Deutschlands zu sagen pflegt. Wenn die französischen Maler philosophiren, so scheint mir dieß immer eine Lebensgefahr zu sein. Auf das reale Leben verstehen sie sich so gut, warum das verlassen?! Diese Orgie ist denn auch keine Orgie, sondern der Schatten derselben; nicht ein Trank, sondern die Hefe des Trankes; nicht eine große Handlung, oder doch Scene wie ein Bild mit solchen Ansprüchen sein will, sondern ein bloßer Zustand. Es ist kein wahrer

Mittelpunkt vorhanden, sondern es ist eine Schilderung, welche in all ihren Punkten gleich berechtigt ist. Diese höhern Anforderungen in Rechnung bringend kann man nicht schwanken der Klesinger'schen Statue die Palme des dießjährigen Ruhmes zuzuerkennen. Dieß sei kein geringer Ruhm! Es vergehen gar viel Jahrzehnde, ehe ein so vollständiger Sieg über den Stein errungen wird. Wäre der Unterkörper dieses Weibes irgendwo ausgegraben worden, wir würden, glaube ich, von ihm schreiben wie von dem Zeugniß einer wundervollen Kunstepoche.

Der Heimath wegen hat mich eine bronzene Statue von Hartung interessirt, welche für Schloß Stolzenfels bestimmt ist und den jungen Siegfried darstellt. Sie ist nicht ohne Verdienst, aber ohne besonderes. Die flache Brust und das reizlose Antlitz verrathen nichts von der poetischen Eigenthümlichkeit des Helden. Wir wünschen Genialität und finden eine gute Arbeit. Auch unter den Malern findet sich eine große Anzahl deutscher Namen, etwas ausgezeichnetes knüpft sich indessen dieses Jahr an keinen derselben. Unser Frankfurter Jakob Becker kann ausgenommen werden. Seine Heimkehr deutscher Bauern von der Ernte ist ein liebes Bild, welches uns mit seinen blonden Köpfen gar wohl thut, unter diesen dunkelhaarigen Franzosen. Unter neuen französischen Namen drängt sich der Gérome's an den Coutüre's; und zwar mit einem mittelgroßen Genrebild: ein junger Grieche und eine junge Griechin lassen ein paar Hähne kämpfen. Sie haben gewettet, diese jungen Hellenen, sagte ein Engländer neben mir, und sie sehen nun mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Der nackte Junge, welcher kauert, spornt sogar seinen Hahn mit den Fingern; das großentheils nackte Mäd-

chen lehnt in lebhafter Erwartung am Zaune. In dieser Genre-Idee ist durch die Nacktheit, die Nationalität und die feine graziöse Behandlung eine ganz eigenthümliche Vermischung antiken Wesens und modernen Genre's entstanden, und diese Vermischung ist so vollständig und erscheint so reif in der tadellos ausgeführten Arbeit, in dem weißgelblichen Ton für südliche Jugend, daß man ein anmuthiges classisches Bild zu sehen meint.

Von den berühmten französischen Malern haben viele nichts ausgestellt. Die Aristokratie will sich nicht alle Jahre aussetzen, und Sie wissen außerdem, daß man mit der Jury im höchsten Grade unzufrieden ist. Sie hat zweitausend Bilder zugelassen, unter denen sehr viel schlechtes und wirklich unzulässiges, und soll ebenso viel Bilder zurückgewiesen haben, unter denen einiges ausgezeichnete, zum Beispiel ein Chasseriau von großem Werthe sein soll. Man dringt auf Aenderung, und wird wohl auch ändern, und es wird dann vielleicht zwei bis drei Jahre besser gehen. Dann wird man auf neuem Wege wieder bei dem jetzigen Punkt angelangt sein. Das liegt in der Menschennatur, wenn sie wählen und richten, und Wahl und Gericht sich nicht ergänzen soll durch frisch hinzukommendes Blut. Dennoch bleiben die Ausstellungen eine gute Sache. Die dießmalige wurde mit wildem Tadelgeschrei empfangen, und jetzt muß man sich doch gestehen, daß sie manche gute Arbeit, sogar einige ausgezeichnete Werke geboten, und jedenfalls wieder durch ermöglichte Vergleichung und abgenöthigte Urtheile neue Standpunkte gebildet und uns allen klar gemacht hat: wohin geht der Strom? Was ist Geschmack der Zeit? Wie stark ist der Strom?

Wo ist er tief? Wo ist er seicht? Was bleibt zu loben? Was bleibt zu wünschen? Von Ingrès also, dieser steifen Mischung von großem Talent und modern akademischem Style, einer Mischung, die uns gar selten erquickt, ist nichts vorhanden; von Paul Delaroche, dessen unermüdlich und immer maßvoll trachtendes Talent auch für uns Deutsche so ansprechend erscheint, ist nichts vorhanden. Eins seiner letzten und besten Bilder, Napoleon in Fontainebleau 1814, ist bekanntlich zu uns nach Leipzig gekommen in die Galerie des Herrn Schletter. Von A. Scheffer ist nichts vorhanden, von Decamps ebenfalls nicht. Nur Delacroix und Vernet sind immer auf der Bresche. Jener, mit den dicken Farben und dicken Strichen und mit all den genialen Fetzen das Ideal der Genialen, ist von unerschöpflicher Thätigkeit und wird nur etwa von diesem, von Vernet, übertroffen.

Es ist jetzt Mode, geringschätzig von Vernet zu sprechen, und ihn den Scribe der Maler zu nennen. Ueberhebt Euch nicht so weit, daß ihr am Ende das einfach Lobenswerthe überseht! Von all eurem Theaterplunder, die ganze komödiantenhafte Herrlichkeit Victor Hugo's eingerechnet, bleibt nichts dauerndanmuthiges übrig als das artige Spiel Scribe's. Und Vernet mit seinem raschen Talente wird immer ein ächter französischer Maler bleiben. Die große Erwartung zum Beispiel, welche man nach dem „Poissy-Concil" von Robert Fleury hegte, kann ich nicht bestätigt finden in seinem Bilde der dießmaligen Ausstellung, in diesem „Galilei" der vor den Priestern seine Wissenschaft abschwören soll und am Ende sagt: Sie bewegt sich doch! Wie allgemein man es lobe, und dieß geschieht, ich kann kein besonderes Interesse daran

nehmen. Allerdings war ich beim ersten Anblick von seinem „Poissy-Concil", welches im Luxembourg hängt, ebenfalls nicht sehr erbaut, die schwarzen Umrisse der Köpfe widerstrebten mir: und es bedurfte einer guten Weile und eines weiten Zurücktretens bis ich eingestehen mußte: ja diese mächtige Ruhe in der Anhäufung so vieler, innerlich bewegten Menschen, diese starke, tief natürliche Darstellung, diese schmucklose tüchtige Färbung ist sehr werthvoll; ja, es ist ein ausgezeichnetes Bild! Aber vor dem „Galilei" bin ich doch nicht zu diesem Ausrufe gekommen, ob ich ihn auch lange betrachtet, obwohl ich auch ihm tiefe Natürlichkeit und Tüchtigkeit und ebenfalls die Macht der Ruhe zugestehen muß. Vielleicht würde das Bild im einsamen Zimmer günstiger wirken, vielleicht ist es aber doch ein mangelhafter Gegenstand, wenigstens scheint er mir dieß zu sein in der vorzugsweise nur witzigen Auffassung, welche ihm Fleury abgewonnen hat. Ich meine natürlich „witzig" in höchster Bedeutung des Wortes, als eine Geistesäußerung, welche alles auf eine Seite, auf eine Spitze des Inhaltes drängt, und die eigentliche Fülle des Inhaltes hintanläßt. Die Malerei hat es aber doch gewiß mit der Fülle zu thun. Da sitzen hinten an langer Tafel die hohen geistlichen Würdenträger, da stehen sie rechts zur Seite, und vorn im Mittelgrunde steht vor einem Pulte mit der Erdkugel Galilei. Er hat seine Kunde schon abgeschworen. Er ist alt und will sich nicht foltern lassen. Nicht die tiefe Ueberzeugung, sondern der Aerger des besserwissenden Gelehrten überwältigt ihn, und so gewiß ärgerlich und ohne alle Größe sagt er mit schief gehaltenem Arme: Nein, sie bewegt sich doch! Das ist gewiß tief natürlich, aber in obiger

Bedeutung nur witzig, und macht das Bild zum Genrebilde. Allerdings zu einem sehr guten. Der henkerhafte Kriegsknecht links vorn neben dem Galilei ist meisterhaft hingestellt und stempelt das Ganze zum Charakterbilde. Er steht am Meisten im Vordergrund, und weil er doch auch Theil an der Idee hat, so wird er, obwohl ein gedankenloses Werkzeug doch fast Hauptfigur. Dieß ist bezeichnend für die Fassung. Ein anderes Bild Fleury's, „Des Columbus Rückkehr aus Amerika," hat mir gar keinen Eindruck gemacht.

Vernet hat die nämliche Familie der Orleans zu Pferd gesetzt: Ludwig Philipp auf dem Schimmel in der Mitte reiten sie aus dem Bilde heraus uns gerade entgegen. Also jedenfalls ein Bravourstück der Verkürzung. Zur Rechten des Königs der verstorbene Herzog von Orleans auf einem hitzigen Fuchsen und diesem zur Rechten der Seemann Joinville auf einem schweren braunen Rosse, gewichtige Kraft und Ruhe ausdrückend. Hinter beiden der junge Montpensier. Zur Linken des Königs der blonde weiße Nemours, der wahrscheinliche Regent, auf einem gar zu aristokratisch gefärbten, das heißt violetten Rosse. Unter einer Million von Pferden mag wohl auch diese Farbe einmal vorkommen, und besonders in Frankreich sucht und züchtet der Vornehme gern nach absonderlicher Farbe. Vor sieben Jahren z. B. waren die mäusegrauen Kutschpferde Mode. Aber dem Maler hat man hierbei dieß absonderliche Gelüst übel genommen. Uebel zu nehmen ist meines Erachtens, daß er uns hinten keine Freiheit giebt, sondern außer dem Herzog von Aumale links neben Nemours, und außer dem Gefolge hinter der Gruppe uns auch noch das Eisengitter des Schloßhofes nahe auf die Augen rückt, ja

sogar noch eine Reihe präsentirender Soldaten auf die Seite schiebt. Luft, Luft, Freiheit! seufzen wir also mit den französischen Kritikern, welche nicht bloß den Maler tadeln wollen, wenn sie das Bild tadeln.

Die große Mehrzahl der Franzosen ist ganz zufrieden damit, daß die Familie Orleans den Thron einnimmt, und es müßte wunderliches sich ereignen, wenn diese Familie nicht auf lange Zeit den Thron behaupten sollte. Aber wirkliche Zuneigung läßt sich den jetzigen Franzosen schwer abgewinnen. Für wie populär und geliebt galt nicht der Herzog von Orleans, nachdem er so erschrecklich verunglückt war! Dazu hatte das Unglück den besten Theil beigesteuert. Ich habe ihn 1839 im Herbste zu Algier landen und die Marinestraße hinauf reiten sehen in der Fülle seiner Schönheit und Jugend, in der Fülle dessen, was man jetzt Popularität nennt, und ich bin damals erschrocken über die vollständige Gleichgültigkeit, welche ihn empfing. Er selbst mußte einzelnen Geschäftsleuten zurufen, welche innerhalb der von Soldaten gebildeten Gasse ihrem Handel und Wandel nachgingen und ihn nicht bemerkten; er mußte sie eigenstimmig aufmerksam machen, daß ein Roß und ein Reiter kämen und daß sie aus dem Wege gehen möchten. Und wenn man jetzt beim französischen Mittelstande nachfragt, beim Kerne der Nationalgarde, des Juste-Milieu, beim Partisanen Ludwig Philipp's, kurz bei demjenigen, welcher die reifsten Früchte französischer Revolution und Wiedergeburt genießt, so hört man ein billiges Bedauern über solches Unglück und hört den Zusatz: für Frankreich ist's vielleicht gut gewesen, denn seine Neigung war eine kriegerische. Andere aber in höhern Kreisen wollen nichts zu sagen haben, wenn von höherer

Begabung des Verstorbenen die Rede ist. Jedenfalls war er ein gesundes, muthiges und anmuthiges Mannesbild, dessen Wittwe und dessen Stamm unser volles Interesse fordern.

Diese früh vereinsamte Wittwe in den Tuilerien, unsre Landsmännin, ist immerdar ein Stolz für Deutschland! In würdiger Haltung, in gutem Maße und allem Anscheine nach in fester Tüchtigkeit verhält sie sich bei so schwerer einsamer Stellung, die Gegenwart still und aufmerksam betrachtend und der Zukunft gewärtig, einer Zukunft, welche alle Kräfte einer geprüften und erfahrenen Frau in Anspruch nehmen kann. Ihr Schwager Nemours, der mit jedem neuen Lebensjahre des Königs ein Jahr der Regentschaft verliert, erwirbt mehr und mehr den Ruf einer gewissen Solidität — — einer Solidität, welche mit dem Vorwurfe des Aristokratismus gar wohl vereinbar ist. Gewissenhaft und streng zu sein in den gegebenen Formen und Ansprüchen, ist dieß nicht ein Zeichen, daß man auch treuer Pflichterfüllung gewärtig sein darf? In einer vornehmen Gesellschaft, welche mir eines Abends durch eine zufällige Empfehlung geöffnet wurde, habe ich vielerlei gehört zur Charakteristik des königlichen Hauses. Man nahm weder für noch gegen Partei, und deßhalb schien mir die wiederkehrende Bemerkung nicht unwichtig, daß man das Wort „devot" als charakteristisch hervorhob. In jetziger Parteisprache heißt es bei uns „fromm", und so wollte man es angewendet wissen auf die regierende Familie seit dem Tode des Herzogs von Orleans. Dieser Tod habe einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, und man finde die Geschwister regelmäßig in den Kirchen, besonders jetzt zur Osterzeit. In diesem Punkte hat denn überhaupt Ruhe und Friede

die herkömmliche Wirkung in Paris nicht verfehlt: Paris hat jetzt an Sonntagen ein anderes Ansehen, als vor sieben Jahren. Damals war ein geschlossener Laden eine Ausnahme, jetzt ist der geöffnete eine Ausnahme. Die extremen Richtungen sind in allen Bereichen bewundernswerth in den Hintergrund gedrängt.

Frappantes Leben fehlt keineswegs in diesem Porträtstück Vernets. Der König sieht noch immer ganz gesund aus, und soll es denn auch sein. Ist er doch so heiter, erzählte man mir, daß er seinen Enkeln zuweilen Schweizer- und Tiroler-Lieder vorsingt. Niemand zweifelt jetzt daran, daß bis zu seinem Tode keine wesentliche Aenderung in Frankreich eintreten werde, ja — so wiegen sich die Menschen in die Gewohnheit! — man will auch nicht mehr zweifeln, daß die Regentschaft ohne absonderlichen Wetterwechsel beginnen werde. Es ist immer so, wenn gleichmäßige Witterung Wochen, ja Monde lang die Erde bescheint! Man stellt sich nicht vor, daß es anders werden könne und daß die ewigen Gesetze des Kreisens immer vorhanden bleiben mit ihren schweren Lasten von Wolken und Stürmen. Der Krieg ist nicht mehr möglich! ruft jetzt der Glückliche, als ob die Menschen aufhörten, den Leidenschaften unterthan zu sein, den Leidenschaften, welche die weisesten Berechnungen verwirren!

Mich interessirt am meisten das Porträt Joinvilles, das eine sehr mächtige ruhige Kraft aushaucht. Dieß sollte doch eigentlich der populärste Prinz sein, und die Franzosen sagen wohl auch: „o ja!“ wenn ihr diese Voraussetzung aussprecht, aber sie sagen eben nur „o ja!“ weiter nichts. Er hört ein wenig schwer! setzen sie allenfalls hinzu.

Auch eine Judith von Vernet findet wenig Gunst. Sie ist allerdings durch Geschmacklosigkeit entstellt, namentlich durch ein paar unglückliche Beine des Holofernes, welche hinter Judiths Gestalt vom Bett herunter gleiten. Rechts schiebt die alte Begleiterin den Kopf des Holofernes in den Sack, links rutschen die braunen Beine, und der übrige Leib des Ermordeten fehlt, verdeckt durch die Gestalten der Weiber — solch eine fast lächerliche Ellipse hätte freilich einem alten Praktiker nicht begegnen sollen auf einem Bilde, welches nur drei Figuren enthält. Bei einem figurenreichen Bilde addirt man nicht, hier aber thut man's auf der Stelle. Judith und die Alte mit zwei Fünftheil Holofernes. Außerdem ist Vernet vom Schlachtenmalen her zu freigebig gewesen mit Blutflecken, und das giebt der starkgliederigen Jüdin etwas fleischerartiges. Selbst wie ihr das Schwerd aus der Hand gleitet, indem sie zur Besinnung kommend, sich der schrecklichen That bewußt wird, selbst dieß ist hart ausgedrückt, und bei alldem ist doch die Figur der Judith eins der lebenvollsten Bilder des Salons. Das gesundbleiche Colorit, das erstarrende Auge, die zuckende Lippe, der von sehnigem Fleisch strotzende Körper, das seidigschimmernde, grün und weiße Gewand, die meergrüne Schärpe bilden ein meisterhaft gewähltes Farbenganzes; mitten zwischen Geschmacklosigkeiten winkt der Stempel einer meisterhaften Malerkraft. Vernet hat eine besondere Neigung für Judith, er folgt dem Drama immer wieder zu neuer Scene. Vielleicht führt er sie uns nächstens nach Bethulia zurück, und das wird besondere Gelegenheit bieten, einen feineren Seelenzustand darzustellen. Judith hat dieses Jahr Unglück in Frankreich: sie ist noch zweimal

im Salon, und präsentirt unerbittlich den Holofernes-kopf, als ob solch ein Menschenkopf nicht mehr und nicht minder wäre als ein Filzhut.

Uebrigens wundre ich mich selbst, daß ich mich gerade bei ein paar Bildern Vernets verweile, welche nicht zu seinen besten gehören, während ich durch den Regen von Feuilletons über den Salon ganz durchdrungen bin von den Vorzüglichkeiten anderer Bilder. Ich gehöre nicht zu diesem Kirchspiel! hat bekanntlich Jemand zu seiner Entschuldigung gesagt, als er von der rührenden Predigt des Pfarrers nicht gerührt wurde. Vernet drückt mir unter den dießmaligen Salonmalern immer noch das am nachdrücklichsten aus, was von französischer Nationalweise uns zugänglich. Ich möchte keineswegs läugnen, daß die spanischen Schäfer und Bettler der Leleux, wie man sich ausdrückt, „famos" gemalt sind, und daß ich eine zusammengedrängte Kraft darin zu achten habe, daß die „Hunde im Walde" von Diaz, daß die „Ceremonie in der Kirche zu Delft" von Isabey merkwürdige Bilder sind, aber — ich gehöre nicht zu dem Kirchspiel. Ein ansprechendes Leben mit größerem Sinn suche ich vergebens. Weiß ich doch nicht einmal mit dem großen Bild unseres Landsmanns Rudolph Lehmann: „Sixtus der Fünfte segnet die pontinischen Sümpfe" etwas anzufangen. Es ist mir eine Decoration, es trifft nichts Tieferes in mir, und hat mir nur die Bedeutung einer Studie. Solche wird gewiß in Italien am besten gemacht, aber wenn nun die That neben den offenbar viel größeren Thaten italienischer Meister stehen bleiben will in Stoff und Auffassung, was kann sie mir dann werden? Es ist ja mit den historischen Bildern wie mit den historischen

Dramen: die alte Convention und der alte Gedanke genügen nicht. Sie müssen neu geboren sein in unserm Blute, in unsern Gedanken. Nicht das Gelernte und Nachgemachte, nur das wirklich Lebendige wirkt. Studirt alte Muster, aber malt neue Bilder. Was die Franzosen, die dieß sehr gut wissen, und vollständig beherzigen, an Neuem und Lebendigem leisten, das möchte ich auch keineswegs tadelnd betasten, ich bekenne vielmehr, daß ihr Trachten nach kräftiger Natürlichkeit, daß ihre bereits erworbene Bravour in der Technik, in der lebensvollen Färbung, in der Ueberwindung alles kleinlich Geleckten großer Ehren werth ist. Aber auch nachdem ich aus dem Salon in's Luxembourg hinübergeeilt bin, um die schöne Sammlung neuer Meisterwerke zu betrachten, kann ich mir doch nicht verläugnen, daß ihnen die schöne Fülle eines großen historischen Bildes noch nicht geworden ist. Ich denke hierbei keineswegs an eine Vergleichung mit uns! Wie wenig sind wir aber auch begünstigt bei dem Mangel an Einheit! Ich denke nur an ein Ideal, welches heut zu Tage gar nicht mehr so entfernt zu sein scheint, heut zu Tage, wo die Gedanken so reichlich vorhanden, die großen Bildungen so lebhaft im Schwunge sind, und wo die Technik so reiflich ausgebildet ist. Diese Scenen von kurzem Athem, welche durch französische Historienmalerei dargestellt werden, sie sind noch weit entfernt vom Ideale! Diese Scenen mit einer äußerlichen Begebenheit oder mit einer spitzen Leidenschaft, sie sind und bleiben nur Genrebilder neben dem Begriffe wirklicher Historienmalerei. Es ist ein schlechtes Wort, dies Wort Historienmalerei: die Maler übersetzen sich's in der Regel mit Geschichtenmalerei statt mit Geschichts-

malerei. Ich glaube wohl, auch nachdem ich noch die andern Louvresäle durchwandert bin und die großen Anstrengungen der Jegrès, Coignets, Deverias ꝛc. in den Fresken betrachtet, ich glaube wohl: die Auffassung des historischen Styles liegt uns näher, auch wenn ich den conventionellen Kaiserstyl in den mühsam kolossalen Hohenstaufen-Actionen ebenfalls nur als Studie anrechne: ich glaube wohl: das volle historische Bild kann sich bei uns entwickeln — aber wie weit ist noch der Weg über die Gräber unserer Landkarte! Jedenfalls find' ich jetzt nach sieben Jahren in Paris keinen der Rede werthen Fortschritt in diesem Sinne, wenn auch Fortschritt der Hülfsmittel. Die französische Geschichtsmalerei hat noch kaum die französische Tragödie erreicht, und diese ist bekanntlich immer nur eine scharfe Linie, niemals ein voller Körper historischen Lebens gewesen. Das eine kommt aber auch nicht ohne das andere. Ein Volk, das über der Schärfe die Fülle vergessen kann, muß auf historische Tragödie und Geschichtsmalerei verzichten. Und hierin ist ein wichtiger Schritt nicht abzuläugnen; die tieferen französischen Geister vergessen nicht mehr, daß die glänzende Schärfe zu wünschen übrig lasse.

4.

Paris, im April.

Der junge Poet, der noch berauscht ist von Paris, kam heute eilig, um mich ins lateinische Viertel hinüber zu führen. Sie müssen Michelet hören! „Ist er interessant?" Freilich! „Ich nehme aber kein Interesse an dem phantastischen Wirrwarr in seinen Büchern. Worüber liest er?" Ueber französische Revolution. Das heißt, dieß ist nur der Titel; er spricht über alles mögliche, und mitunter auch über die französische Revolution. Der Zudrang der Studenten ist ungeheuer, besonders seit die beiden andern Apostel des unabsehbaren Fortschritts, Quinet und Mizkiewitsch, vom Katheder entfernt worden sind durch die Regierung. Auch hier giebt's Verbote — wiewohl auch unnütze. Michelet schöpft daraus eins seiner stolzesten Bilder. Es gab eine Lyra, sagt er, mit drei Saiten. Die eine Saite war von Gold; das ist Mizkiewitsch. Die andere war von Silber; das ist Quinet. Die dritte ist von Stahl; das bin ich. Jene beiden hat man zerbrochen, und man wird auch mich zerbrechen. Nein! Nein! ruft stürmisch das Auditorium.

„Aber Poet," unterbrach ich ihn, „Ihre sonstige Theilnahme an dem slavischen Mysticismus und all diesem pythischen Rauch der Zukunft scheint ja erschüttert zu sein? Sie sprechen so gewiß objectiv, geht es so schnell?" Man marschirt schnell am Centralpunkt, o sehen Sie, sehen Sie; wie schön! Wir gingen eben über die Carrousselbrücke, und die Mittagssonne schien prächtig auf die grüne Seine und auf die Bergeshaufen von Häusern, die um Notre-Dame herum aus dem Wasser steigen. Paris ist hier am schönsten, sowie es auf den Boulevards am interessantesten ist, dieser schöne Punkt auf den Brücken ist unverwüstlich, auch wenn das Pariser Wetter, der ewige Regen regiert. „Auch wenn es regnet, ist's schön dahier; es riecht nirgends übel, wie in Ihrer nordischen Hauptstadt, wo man zum Schutz dagegen nicht einmal rauchen darf, und die Straßen sind immer sauber — „„Poet! Lutetia Parisiorum!"" — „'s ist eine Verläumdung mit dem Schmutz, eine althistorische!" — „„Glücklicher Poet! Diese engen Hügelgassen in's Eingeweide des lateinischen Viertels hinauf, dieser schmale steile Weg nach dem Pantheonberge hinauf ist nur an großen Feiertagen des Jahres leidlich trocken, und Sue konnte getrost seine feuchtesten, verfaultesten Geheimnisse hierher verlegen, und heut finden wir wirklich zur Bestätigung Ihres Paradoxons solch einen Frühlings-Feiertag!"" „Aber was ist das? Die Thür ist geschlossen?"

Die Thüre, welche zu Michelets Auditorium führt, war wirklich verschlossen. Die Regierung hat geschlossen! Die Regierung! rief man aus dem Häuflein, welches sich ansammelte. Auch die dritte Saite, die Saite von Stahl ist zerbrochen! Man drang zum Concierge, und als dieser aussagte: Herr Michelet

selbst habe angezeigt, daß er jetzt nicht lesen werde! und als er hinzusetzte: dieß sei ja ganz natürlich, weil das Osterfest nahe und Osterferien einträten, da glaubte man's nicht, und schrie wiederum: „Le gouvernement!“ Nicht doch, riefen andere, das hätten wir ja durch den National erfahren!

Man ist dabei immer sicher durch die Preßfreiheit, und deßhalb gingen denn auch hier die jungen Leute ohne weiteres auseinander. Damit ich aber doch nicht umsonst hier herauf gestiegen war, schilderte mir der Poet auf dem Rückwege nach der Seine wie es bei diesen Vorlesungen herzugehen pflege: „Es ist ein amphitheatralischer Saal, und der ist gepfropft voll, und es herrscht ein beträchtlicher Lärm. Man hält Reden, man lies't patriotische Gedichte vor oder Aufsätze, man singt die Marseillaise. Endlich kommt der Herr Professor Michelet. Denken Sie ja nicht an einen deutschen Professor! Michelet ist ein kleiner alter Herr, äußerst elegant gekleidet, mit weißen Glacéhandschuhen.“ Und ich sollte nicht an einen deutschen Professor denken, wozu die Warnung! „Er wird rauschend empfangen mit Händeklatschen und Jubel-Zuruf; er setzt sich auf den kleinen Katheder. Nur ein schmales Blättchen Papier hat er in der Hand, und dieß sieht er nicht an, sondern er faltet es bloß mit den Fingern, wie unser ästhetischer Correspondent Seuffert immer ein seidenes Bändchen zur Beschäftigung seiner Finger braucht. Er denkt nach.“ Wer? „Michelet. Es wird ganz still, es spannt sich die Erwartung. Er bewegt die Lippen; er spricht leise; sein ganzer Vortrag bleibt leise. Eine Stunde vor Sonnenaufgang, sagt er, bin ich heute aufgestanden, und ich habe zuerst an Sie gedacht,

habe daran gedacht, wovon ich Ihnen sprechen wollte. Von der Armuth will ich Ihnen sprechen! (Bravo!) Ich sehe einen Mann über die Straße gehen, das ist ein braver Mann. Er wird von einem Armen angesprochen, und er giebt dem Armen all sein Geld. Einem zweiten Armen giebt er seinen Mantel; einem dritten giebt er ein Buch, das er am Herzen getragen. Welches Buch ist es? Die Bibel. Und was geschieht? Ein Heiligenschein verbreitet sich um den braven Mann, und der Arme erkennt, daß der Heiland bei ihm gestanden. Der Heiland wandelt immer noch auf Erden zum Trost der Armen, und das Evangelium wird aufs Neue verkündigt." (Rauschender Beifall.) Aber, unterbrach ich schüchtern meinen Poeten, in welcher Gegend der französischen Revolution begiebt sich das? Ist er beim Convent —? „O, so irdisch geschichtlich treibt er das nicht. Sie kennen ja seine Bücher." Diese geistvolle Faselei, in der alles durcheinander läuft, wie auf dem Boulevard alle Gattungen von Menschen durcheinander laufen! „Er ist ein Seher. Selten, äußerst selten kommt etwas Factisches vor aus der französischen Revolution, es kommt nur vor als Veranlassung zu neuen politisch-historischen Ergüssen."

Als wir wieder am rechten Ufer waren, stiegen wir in den Omnibus, der uns für 6 Sous und vermittelst seiner Correspondenz mit andern Linien nach dem Père Lachaise hinausfuhr, eine halbe Meile Weges. Ich hatte Börne's Grab noch nicht gesehen, und der Poet wollte mir's zeigen und wollte einen Immortellenkranz auf das Grab legen. Aber das Schicksal wollte, daß wir die Gelegenheit einen solchen Kranz zu kaufen verschwatzten, und der Poet war ganz unglücklich, mit leeren Händen anzukommen.

„Stehlen wir einen von diesem obscuren Herrn Dubois oder diesem Herrn Meunier, welchen nur Geldreichthum ein prachvolles Grabmal verschafft! „„Nimmermehr. Das wäre ein Frevel an den Todten."" — „Achten Sie das persönliche Eigenthum so über das Grab hinaus, dann ist Ihr Communismus ein sehr friedlicher. Ohne persönliche Unterscheidung keine Poesie, nicht wahr?" „„Ach, da sind frische Immortellen, es sind schon deutsche Freunde dagewesen!""

Der Grabstein mit einer schwarzen Büste Börne's und mit schwarzen Basreliefs machte mir einen traurigen Eindruck. Der Geschmack ist dafür ausgeblieben: Die Basreliefs sind ganz und gar unglücklich gerathen, und das Brustbild, wie schwarz gewichst aussehend, macht in seiner Magerkeit durchaus nicht den geistvollen feinen Eindruck wie die Lithographie nach Moriz Oppenheim. Ein moderner Mann wie Börne paßte in keiner Weise zu antikisirender Form. Nicht von der classischen Zeit, sondern von der Bibel ist sein Styl abzuleiten. Das Wort allein war seine Welt, nicht die Erscheinung, nicht die Gestalt, nicht die zusammengesetzte Mannichfaltigkeit, nicht die unberechenbare Welt des Poeten. Sein klares Wort, welches einen seiner schärfsten Gedanken ausdrückte, mußte auf diesen Grabstein geschrieben werden. Dann entstand ein harmonischer Eindruck, wenn der Deutsche in dankbarer Erinnerung an diesen schriftstellerischen Kriegsmann hier heraufstieg auf den Kalkberg, welcher die Leiber verzehrt und welcher hinabsieht in den Augen der Besucher auf die so oft sprudelnde und schäumende Hauptstadt Frankreichs. Wie kurz ist das Gedächtniß der Politik neben dem Gedächtniß der Poesie! Da unten wo weißer Nebelhauch eine Meile weit schwimmt über

der großen Stadt, über der Stadt, welche an den Orient erinnert mit ihren Kuppeln des Pantheons, des Val de Grace und ihren tausend Schornstein-Minarets und in dieser heißen, noch kein Land antreffenden Märzbeleuchtung, da unten herrscht seit sieben Jahren in unerschütterlicher Macht derselbe Guizot, welchem Börne vor fünfzehn Jahren als einem pedantischen, unfruchtbaren Professor jede Befähigung absprach, die Franzosen zu regieren. Da unten sind all die Stürme zu Bett gegangen, welche damals dem erregten Schriftsteller und uns mit ihm nur ein Anfang der Wehen zu sein schienen, aus denen ein gründlich neues Europa geboren werden sollte!

5.

Paris im April.

Ein Sturm im Wasserglase schien augenblicklich im Anzug zu sein: Herr Düvergier de Hauranne fand Theilnahme mit einem kleinen Vorschlag zur Wahlreform. Traut Frankreich nicht, wie still es zu ruhen scheint! sagte man mir, und ich fuhr unverweilt vom Kirchhof nach der Gegend der Madelaine, um einen ministeriellen Deputirten zu besuchen und mir ein Billet zu erbitten für die Nachmittagssitzung der Deputirten. Es war angekündigt, daß Guizot sprechen würde gegen diesen kleinen Reformplan, und vor sieben Jahren war derselbe Guizot, dessen Rede jetzt zauberartig die Kammer beherrscht, im tiefsten Schatten. Er sprach damals äußerst selten, und man hörte ihn nur mit jener Achtung, welche nichts zu schaffen hat mit wirklicher Aufmerksamkeit. Ein hoffnungsloser, puritanischer Politiker! dachte man, der mit seinem Genfer Styl keine belebende Macht ausüben kann auf die Franzosen, der in seiner kalten Ernsthaftigkeit dem König ebenso unangenehm ist wie der Opposition, der nirgends eine Aussicht hat und bald wieder ge-

nöthigt sein wird, Bücher zu schreiben. Es war auch wirklich um seine Person herum etwas so erkältend einsames, daß er mir damals mitten in der Kammer allein und verlassen vorkam. Er saß vorn nahe an der Ministerbank und der Rednerbühne, und sprach selten mit Jemand, und selten sprach Jemand mit ihm. Die nur mittelgroße Figur ziemlich altmodisch gekleidet und mit einem langen, ebenfalls altmodischen Gesicht blickte so gewiß gläsern drein aus kalten Augen, und schien selbst so wenig Antheil zu nehmen, daß ich ihn in Verdacht hatte: er schriebe ein Geschichtswerk in der Kammer. Denn dieß thun die politischen Männer immer, wenn es nichts zu regieren giebt. Sobald man nicht wirklicher Minister sein kann, spielt man historischen Viceherrgott, und beweis't, daß die Vergangenheit gerade so hat kommen müssen, wie sie gekommen ist, und daß die Zukunft sich gerade so gestalten wird, wie unser Programm sie gestaltet sehen will. Er schrieb indessen auch selten; er hatte etwas Müßiges und Starrendes. Es herrschte damals ein gemischtes, ausdruckloses Ministerium, Guizot mochte sich langweilen, soweit sich ein Denker, welcher keine Unterhaltung braucht, langweilen kann. Die französische Politik war damals fast so uninteressant wie jetzt; aber ich war im Februar 1840 kaum über den Rhein zurück, da kam Thiers ans Ruder und ließ trommeln, und es begann die declamatorische Rheincampagne, in welcher, statt Blutes, Ströme von Versen flossen, und welche wirklich mit Versen ausgefochten wurde zu unserm Heile. In jenem Frühjahr wurde Guizot als Gesandter nach London geschickt, und ich finde jetzt einen Brief von Heine vor, welcher damals schon die Wichtigkeit des Momentes

ganz richtig ankündigte. Man glaube nicht, schrieb Heine damals, „daß der König den Guizot gern nach London schickt an die Stelle seines geliebten Sebastiani. Im Gegentheil: er will ihm nur Gelegenheit geben, sich zu ruiniren. Daß Thiers ihm nicht einen Triumphzug bereiten will, brauche ich wohl nicht erst zu versichern. Wenn also Guizot als solch ein Urias-Botschafter nicht zappelt und sich dadurch verpflichtet, so ist er ein Staatsmann ersten Ranges und wird bei seiner Rückkehr der Krone und dem Ministerpräsidenten seine Bedingungen vorschreiben. Herbe Bedingungen, denn er ist ein herber Charakter." Und so geschah es.

Zufällig stieg ich jetzt auf dem Boulevard aus dem Omnibus, um etwas zu kaufen, und kam solchergestalt zu Fuß an dem Eckhause vorüber, welches offizielle Wohnung ist für den Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Es hat dieß Haus ein wüstes, unbewohntes Ansehen, und während ich mich wunderte, daß es noch immer so unbehaglich aussehe, dieß Haus der feinsten Diplomatie, da rollte ein Wagen langsam aus dem Hofthor, eine jener unpartheiischen Staatskutschen, die keine Eleganz brauchen, weil sie einen Charakter haben, ein Wagen ganz wie die Theaterkutsche in Berlin, welche unsere ersten Liebhaberinnen, unsere Anstandsdamen und komischen Mütter zur Probe fährt, und in diesem Wagen wurde das Fenster niedergelassen, und im Rahmen dieses Fensters erschien im blendenden Schimmer der Sonne derselbe längliche Kopf mit großem Gesicht und kalten Augen, den ich vor sieben Jahren in der Deputirtenkammer gesehen. Guizot selbst. Die breiten Züge waren noch tiefer eingegraben jetzt, das Alter war sichtbarer — ich war

einen Augenblick lang nur zwei Schritte von ihm entfernt — aber das blasse Antlitz war doch gespannter und belebter als damals. Wahrscheinlich fuhr er zur Berathung mit seinen Collegen: ob man den Sturm im Wasserglas auch heute noch unbeschworen lassen, oder ob er wirklich schon heute sprechen solle wegen des bekannten französischen Stückes „Kleine Ursachen, große Wirkungen.“ Man kann hier nie dafür stehen, ob die kleinste Flocke losen Massen begegnen und eine Lawine werden könne.

Dieß schien auch die Ansicht des ministeriellen Deputirten zu sein, welchen ich daheim fand. Er gehört zu den sogenannten conservativen Progressisten, und wiederholte öfters, daß etwas geschehen müsse. Guizot werde übrigens wohl heute noch nicht sprechen, sondern erst morgen. Die Sache rege doch mehr auf als man gedacht, und, wie gesagt, es müsse etwas geschehen. Billets für heute seien nicht mehr vorhanden, für morgen solle mir eins zugeschickt werden.

Welch eine schmerzliche Vergleichung drängte sich mir auf beim Anblick dieses wohlgenährten Deputirten, der — einige dreißig Jahre alt — jetzt schon ein Secretär der französischen Kammer und von Guizot auserwählt und bereits vorgeschlagen ist zu einem Ministerportefeuille! Vor sieben Jahren war er was man bei uns einen Auscultator oder Referendarius nennt. Von der deutschen Seite her hatte er in Heidelberg studirt, und war mit meinem Schwager befreundet worden. Gleichmäßig ausgerüstet mit Kenntnissen und Fähigkeiten verließen sie gleichzeitig die Universität. Der eine geht nach Osten in seinen kleinen deutschen Heimathstaat, und arbeitet und trachtet unermüdlich, um es endlich zu einer bescheidenen Ad-

vocatenstellung zu bringen. Er erwirbt sich die umfassendste, tüchtigste Bildung, aber die kleinen Verhältnisse der Heimath bieten kaum eine größere Laufbahn, und er muß für die unscheinbare Stellung so viel arbeiten, daß die Gesundheit vernachlässigt, ja ein frühzeitiger Tod eingetauscht wird. Mit dieser traurigen Nachricht komme ich jetzt zum andern, zum einstigen Universitätsfreunde. Dieser hat in seiner Heimath den großen mächtigen Staat gefunden, welcher für jede Tüchtigkeit die Laufbahn offen erhält bis an die Stufen des Thrones. Er findet einen Vater, welcher Deputirter ist „mit gemäßigten Grundsätzen" — des opinions modérées, wie man zu sagen pflegt — er geht ruhigen sichern Schrittes den offenen Weg, und ist bereits nahe am Ziele, am Ziele der erreichbar größten Macht in Europa, und als ich ihm das Schicksal des Freundes erzähle, beklagt er es und sagt sehr einfach: Ja, ihr seid wohl im Nachtheil mit Eurer Lebenslaufbahn in Euren so sehr zersplitterten Landeskräften, die auch im glücklichsten Fall eine so kleine Macht und so geringes Einkommen bieten. Pauvre Arthur!

6.

Paris, 26. März.

Das Journal meines Hôtels ist die „Presse." Vor sieben Jahren war der Siècle das erste wohlfeile Blatt, und man fand ihn in all solchen Häusern, welche dem Fremden Wohnung, Bedienung und Frühstück für einen nicht eben hohen Preis stellen. Paris ist allerdings auch etwas theurer geworden, aber verhältnißmäßig doch nicht in dem Grade wie Wien und Berlin. Jedenfalls bietet es durch seine verschiedenartigen Viertel mehr Gelegenheit für den Reisenden, sich nach seiner Decke zu strecken, als dieß in unsern Hauptstädten der Fall ist, und nach meiner Erfahrung ist Wien gewiß, vielleicht auch Berlin, jetzt theurer für denjenigen, welcher zu Wien in der innern Stadt, zu Berlin in der Friedrichsstadt wohnen und nicht auf absonderliche Einschränkungen und Sparmittel bedacht sein will. Darf man wirklich von den hohen Preissätzen auf einen allgemein gesteigerten Wohlstand schließen, so sind wir daheim in letzter Zeit wohlhabender geworden als die Franzosen.

Dieß mein Morgenjournal, die „Presse,“ welches durch Girardins Handelskünste große Verbreitung hat, ist recht langweilig, und wären ihm nicht jetzt während der „Exposition“ Theophile Gautiers gutgeschriebenen Kritiken über den Salon zu Hülfe gekommen, ich hätte auf eine Reform meines journalistischen Frühstücks angetragen. Für diesen feindseligen Gedanken rächte es sich heute: es brachte die Rede Guizots gegen die Wahlreform. Er hatte also doch gesprochen, und damit war der kleine Reformversuch beseitigt. Was gestern noch wie etwas aussah, was doch die Möglichkeit einer kleinen Lawine in sich trug, das war heute nichts mehr, das war heute in alle Winde zerstreut. Der Meister und Herr der Kammer hatte Nein gesagt, und dieß war hinreichend. Auch für die Progressisten unter den Conservativen, welche Guizot hierbei im Vorübergehen ziemlich unsanft anredete, auch für diese war es und wieder auf unbestimmte Zeit vertagt, „daß etwas geschehen müsse.“ Hiermit war für mich ebenfalls angekündigt, daß ich mich bei meinem dießmaligen Aufenthalt gar nicht in die Kammer zu bemühen hätte. Denn nach solch einem abgeschlagenen Scharmützel folgt immer monatelange Waffenruhe. Man will jetzt keine Politik.

Unsere Landsleute, welche aus Paris Bericht erstatten für deutsche Zeitungen, hatten mir dieß vorausgesagt, und versicherten mir jetzt von neuem, daß Guizots Macht des Ansehens und der Rede unwiderstehlich sei für die Kammer. Ich glaube nicht sowohl an die Macht Guizots als an die Unmacht des politischen Interesses, welche jetzt über die Franzosen gekommen ist. Ein siebenjähriger Erfolg Guizots ist freilich eine Zaubermacht. Sonst sprach man von

Glück, heute, wo alles errungen werden muß, spricht man von Erfolg. Erfolg, Succeß ist heutiges Tags die anerkannte Weihe. Die vollbrachte Thatsache, das „Fait accompli“ ist der moderne Stempel, ein Zeichen, daß sich Niemand auf seine Grundsätze verlassen zu können meint, und daß man Gott sucht und fürchtet in einer Weise, welche man sonst türkischen Fatalismus genannt hätte. „Darum ist dieser Guizot unser Todfeind und Frankreichs Unglück!“ rief mir ein republikanischer Schriftsteller zu; „denn er ist Calvinist!“ Ihnen wäre ein katholischer Conservator lieber? „Auch ein lutherischer. Die Prädestinationslehre sitzt ihm im Herzen und giebt ihm die kalten eisernen Worte, vor welchen sich diese schwächliche Kammer fürchtet. Wo ist es erhört worden, daß eine Beredsamkeit nüchterner Logik die Franzosen bezwingt! Wo soll es hinaus mit dieser phantasielosen, tief unfruchtbaren Trockenheit, mit diesem Calvinismus des Staatslebens?! Wir bleiben zurück in allen Dingen, und im gepriesenen Frieden ringt sich nicht eine einzige größere Maßregel, nicht eine einzige, welche speculativen Kern, welche Schwung und Zukunft hätte, aus diesen öden Köpfen, durch diese von Gedanken verlassene Kammer hindurch!“

Deutsche Correspondenten schüttelten dazu den Kopf. Eine große Anzahl von ihnen hegt einen tiefen Respect für Guizot. Vielleicht weil er in der strengen Genfer Schule und in dem kahl-einfachen, tiefregelmäßigen Wesen an deutsche Züge erinnert, welche sich seit den Religionskriegen in charaktervollen Gelehrten unter uns ausgebildet und ausgeprägt. Kurz, die Majorität derer, welche außer dem Franzosen bei mir eingetreten waren an diesem Morgen, nahm Guizot

in Schutz. Auffallend ist mir die Veränderung, welche seit sieben Jahren mit den deutschen Correspondenten hier vorgegangen ist. Damals war alles noch mehr in Wallung, denn die dreißiger Jahre gingen eben erst zu Ende, damals waren die extremen Meinungen noch durchweg die herrschenden, und die speculirende Phantasie kreiste noch ungezügelt in dem Cirkel von Revolutionen, Kriegen, Eroberungen. Wie ist das alles ruhig, wenigstens anders geworden! Die extremen Meinungen sind aufs socialistische Feld gerathen, und ihr Losungswort ist nicht mehr das Schwert, sondern die Spindel, nicht mehr der Krieg, sondern die Organisation. Die bessern haben sich eine fast religiöse Stimmung angeeignet für ihre Plane, und gemahnen gern an den Verfall Roms — jetzt weisen sie denn auch nach Coutüre's Orgie hinauf — und an die neue Glaubenslehre für die Armen, welche einst wie jetzt verhöhnt und verfolgt worden sei. Demgemäß ist die sonstige Vorliebe für die Conventperiode der Revolution fast spurlos verschwunden. Wie Danton, Robespierre, Marat einst von den extremen Parteien gepriesen wurden, so werden sie jetzt angeklagt, die Revolution verdorben zu haben. Dieser Umschwung ist tief und bedeutungsvoll, und er entwickelt sich langsam und sicher in der jetzigen thatlosen Ruhe Frankreichs. Der nächste Hahnenruf wird ein sehr verändertes Geschlecht, sehr veränderte Fahneninschriften finden. Ich denke indessen auch, aus der neuen Schule werden Franzosen hervorgehen mit den Neigungen und Leidenschaften, welche sie seit Cäsar zu gallischen Franzosen gemacht haben, und ich denke: wir werden dieß daheim nicht vergessen und rastlos arbeiten, daß wir etwas Ganzes und Tüchtiges sind, wenn das cal-

vinistische Regiment abgelöst wird von einer unberechenbaren Regentschaft. Vergessen wir auch ja nicht, daß man ein ungeheures Kriegsmaterial vorbereitet hat in Frankreich hinter diesen verschwiegenen Forts, welche so behende aus der Erde gewachsen sind. Und der Wind springt um über Nacht und die Wolken sind da und der Sturm erhebt sich, man weiß nicht von wannen.

Wir können getrost sein, besonders da wir noch so viel zu gewinnen haben. Und auf unsere Zeitungsbotschafter können wir uns verlassen. Was ich von ihnen gelernt, das sind lauter ehrliche solide Leute, die uns der Wahrheit gemäß berichten. Die Leidenschaft für Parteimeinungen herrscht nicht mehr. Dieser Kreis von Deutschen, welchen man täglich in den Lesecabinetten findet, ist brav und tüchtig und eine angenehme liebenswürdige Colonie für den Deutschen, der in der Fremde die Heimath vermißt. Auch die unbedachte Gallomanie, die Französelei, ist verschwnnden. Die sich damals hineingestürzt in Ermangelung eines heimathlichen Kerns und Charakters, sind untergegangen im fremden Wasser. Die eine tiefer begründete Vorliebe gehegt für französische Vorzüge, sind allmählich Eklektiker geworden, welche unsern heimathlichen Richtungen doch immerdar mit offnem Auge und liebevollem Herzen folgen. So besonders Heinrich Seuffert aus Würzburg, welcher sich durch ein feines ästhetisches Urtheil auszeichnet und durch unbestechlichen Sinn für wahre Eigenthümlichkeit. Nächst ihm erhält sich Düesberg einen durch lange Erfahrung geübten Geschmack, und sogar ein philosophirender Aesthetiker, Bamberg, bewahrt sich wie grüngeschlagenes Eichenholz im Wasser die Hegel'schen Kategorien

unter den hiesigen Strömungen, zwei so verschiedene Größen wie deutsche Musik und Hebbel'sche Dramen den Franzosen gleichmäßig anpreisend in der Revue Nouvelle, einem neuern Organ der Guizot'schen Richtung. Unter den politischen Correspondenten nimmt Carpeles eine besondere Stellung ein durch völlige Neutralität: er mißt und wägt wie ein politischer Techniker Form und Umfang, und ein rascher scharfer Verstand befähigt ihn dazu vortrefflich, eine unbefangene leidenschaftslose Gemüthsart, ein eiserner Fleiß unterstützen ihn zu solchem Amte. Ist doch das Correspondiren, lange Zeit eine Gelegenheitsarbeit, jetzt überall ein vollständiges Amt geworden. In Berlin, Wien, Leipzig, Frankfurt, Hamburg, Breslau, München, Dresden, Köln, Königsberg ist es seit sieben Jahren strauchartig breit in die Blätter gegangen, um so breiter je zahlreicher die Motive geworden sind. In Paris sind allmählich die untern Zweige abgefallen, und die Correspondenz ist ein schlankes Bäumchen geworden mit einer kleinen Anzahl von Aesten. Wir brauchen glücklicherweise nicht mehr so viel Laubwerk und Reisig aus fremden Ländern. Mit freier Presse werden auch daheim unsere Bedürfnisse einfacher, aber freilich um so strenger werden. Was sich also jetzt in Paris noch vorfindet von diesen Amtleuten, das hat seine Kriegsprobe bestanden, und es hat für mich immer etwas erquickendes, unter diesen fahrenden Rittern des modernen Schwertes Leuten wie Venedey zu begegnen, welche nach fünfzehnjährigem Exil den vaterländischen Standpunkt immer noch von ganzem Herzen festhalten. Was fällt denn nicht alles von uns ab! Der Genosse, ja der Freund, ja die Geliebte! Nur die Mutter nicht. Sie liebt uns um jeden Preis,

wenn wir nicht schlecht, wenn wir nicht dumm sind. Die leibliche Mutter stirbt; aber das Vaterland ersetzt sie. Vaterlandsliebe zu hegen ist das Dankbarste auf Erden. Glücklich diejenigen, welchen der einfache Sinn diese Liebe lebendig erhält: es liegt darin ein Beweis, daß sie ein gesundes Naturell, eine feste Kraft des Herzens, also auch einen sichern Trost haben. Ist ihnen obenein Talent bescheert, so können sie großer Wirkung sicher sein. Ihre Geburten gehören jedenfalls einer großen Familie, welche die Schwächen zu verzeihen, die Vorzüge nicht nur zu achten, sondern auch zu lieben weiß.

Die deutsche Burschenschaft, so vielfach verkannt und verfolgt, vielleicht auch in einzelnen Richtungen ausgeartet, ist doch ein unversiegbarer Brunnen für deutsche Vaterlandsliebe geworden! Hier mitten im behaglichen Paris, welches wir damals so fanatisch Babylon schalten, kamen unsere Gespräche so oft auf jenen Quell des nationalen Lebens, auf diese schwarz-roth-golden ungesäumte Verkörperung unserer Ideale zurück, und für alle Gedanken, für alle Personen, welche die schwere Vorbereitungszeit bis zum Jahr 40 belebt haben, für alle zeigte sich immer unser Burschenthum als Ausgangspunkt. Geschichtsschreiber mögen dieß ja nicht vergessen! Glaube man nur nicht, daß die Idee eines einigen Deutschland so natürlich und reif gewesen sei, als sie jetzt glücklicherweise erscheint. Die Kriege um den sogenannten Himmel, die Kämpfe um ein halbes Hundert provinzieller Unabhängigkeiten und die furchtbar theilenden Franzosenkriege hatten den Begriff Deutschland wirklich aufgelös't. Es that eine breite und tiefe Hülfe noth. Hat man sich wohl jemals klar gemacht, wie diese

Hülfe entstanden ist? Seit einem Vierteljahrhundert sind alljährlich trotz Verbot und theilweiser Verfolgung, ja zum Theil wegen Verbots und Verfolgung tausend junge Leute in alle Landschaften heimgekehrt von den Universitäten, und alljährlich waren diese tausend jungen Leute des Gedankens voll, Deutschland müsse einig und durch Einigkeit ein eng föderirtes Ganze werden. Dieser Gedanke war ihr weltliches Evangelium, für welches sie warben und predigten. Lasset nur jeden drei Anhänger gewinnen, die ihre neuen Kreise bilden, gebet nur der Hälfte von diesem jährlichen Tausend je eine Familie, die in demselben Gedanken aufwächst und sich verzweigt, zählt nur annähernd die von Jahr zu Jahr steigende Progression und fragt dann noch verwundert: wie hat im Jahr 40 dieser brausende Einklang für Deutschland entstehen können? Wie hat dieser abstrakte Begriff von Deutschland neuerdings in hundert Symptomen Fleisch und Blut zeigen können? Was man seltsamerweise eine Verschwörung genannt, ist im reinen Geiste der Jugend eine Erziehung geworden. Parteienhafte Ausbrüche hat man niederhalten können, aber den eigentlichen Glaubensartikel hat man nicht ausrotten können, denn dieser war größer als irgend ein Gedanke deutscher Politik seit Jahrhunderten. So konnte und mußte denn eine unerwartete Entfaltung eintreten, als unter dem voreiligen Kriegsgeschrei der Franzosen ein neuer König von Preußen erschien, der seiner eigenen geschichtlichen Bildung gemäß die so lange verbotenen Ideale amnestirte.

Dieß ist etwas, was die französischen Politiker eigentlich heute noch nicht verstehen, und noch so lange nicht verstehen werden. Sie können sich ihrem Naturell nach, welches durchaus mathematisch, nicht los machen

von der äußerlichen Auffassung des Dutzends deutscher Staaten, mit denen sie es vorkommenden Falles zu thun hätten, des Dutzends, von welchem sie immer wieder ein Drittheil ohne Schwertstreich zu gewinnen hoffen. Sie ahnen nicht, daß eine französische Armee am Rhein sofort das Deutschland verkörpern würde, welches im burschenschaftlichen Ideale so lange schattenhaft geblieben ist. Doch, doch! das jüngste Geschlecht der Socialisten ahnt es, und ist ein friedfertiges! Ein friedfertiges Häuflein unter den Galliern. Sie werden Ihre Mission bis auf einen gewissen Grad erfüllen, aber sie werden den Charakter einer kriegslustigen Nation nicht ändern. Was sagen Sie dazu, Herr Maquez? Wir saßen nämlich, wie schon öfter, zur gemeinschaftlichen Mahlzeit vereinigt, eine deutsche Schriftstellereicolonie im Cabinet particulier eines Restaurant — Restaurateur und Restauration hartnäckig genannt in der deutschen Heimath — und ließen uns fürstlich bedienen. Wohlfeile französische Küche ist kraftlos und unzureichend für deutschen Geschmack. Für den Alltag zieht man deshalb italienische oder selbst englische Küche vor, die hier bei italienischen und englischen Speisewirthen zu finden ist. Für den Festtag, das heißt, schon für etwa fünf bis acht Francs das Couvert, bewährt der französische Koch seinen Ruf als Koch vornehmer Leute, und es zeigt sich bei solcher Gelegenheit, daß selbst die franzosenfreundlichsten Deutschen nach längerem Aufenthalt in Paris deutsche Grundzüge entwickeln. Sie wenden sich ab vom leichtsinnigen Champagner und suchen in Burgund Erinnerungen an das alte deutsche Reich. Chambertin war dann immer die Devise, und Seuffert meinte, in dieser dunklen nachhaltigen Traube ruhe

ein tief versöhntes gallisch-fränkisch- und deutsch-fränkisches Element.

Maquez ist jener merkwürdige Franzose, welcher deutsch schreibt wie ein Deutscher, und uns durch seine eigenthümlichen und geistvollen Ansichten über französisches Theater im Morgenblatt so ungemein überrascht hat. Er stammt aus dem Norden Frankreichs, von der flandrischen Grenze her, und spricht deutsch wie seine Muttersprache. Die Täuschung ist um so größer, da er nicht bloß deutsch, sondern bairisch spricht. Er hat lange Zeit in München gelebt. Sein Aeußeres aber — er ist klein und von dunklem Haar und Teint und Auge — ist ganz französisch. Ein Franzose ohne französische Vorurtheile, dessen Einwirkung auf die Franzosen von Wichtigkeit werden kann. Der obigen Anfrage wich er aus. Sehr natürlich. Es muß ihm peinlich sein, die Kriegsfrage zwischen Frankreich und Deutschland auf die Spitze getrieben zu sehen. Fast nicht minder peinlich ist sie all den höher gebildeten Deutschen, welche sich in Paris eingelebt. Sie würden dem Zusammenstoß aus dem Wege gehen, so weit es möglich. Von der zur Mahlzeit versammelten Gesellschaft würden Venedey und Haller unverweilt zu unsern Fahnen treten, und wenn es länger dauerte, kämen wohl die anderen sämmtlich nach. Heine, wenn er dann noch lebte und noch Kraft besäße, würde in Verzweiflung gerathen, und auch ihn würden die Hörner aus unserm Lager, die Hörner mit romantischen deutschen Melodieen locken und locken wie die Lieder der Loreley. Am letzten Ende bleibt man doch ein Kind, und der Dichter erst recht. Verwickelter ist die Stellung derjenigen Correspondenten geworden, welche, wie Savoye und Adler-

Mesnard, Lehrämter an den französischen Schulen des Staates angenommen haben. Eckstein nur bliebe mit seiner Betrachtungsweise wie geschlechtslos unberührt. Der treffliche geistvolle Rochau ist jetzt schon nach Deutschland zurück. Karl Grün ist nach Brüssel. Was sich früher zu deutschen Journalen äußerster Richtung hier in Paris vereinigte, ist nach allen Himmelsrichtungen auseinander. Marx ist nicht mehr hier. Ruge ist nicht mehr. Herwegh nur ist wieder hier eingekehrt, und ich lese eben in Pariser „Horen" — welcher Sprung von Jena! — einer von Maidrer hier herausgegebenen, periodischen deutschen Schrift, ein ingrimmiges politisches Gedicht von ihm. Heinesche Witzesform, die dem rhetorisch starken Poeten nicht eben glücklich zu Gesichte steht! Soll er denn all seine Jugend verlieren in lauter Aerger? Sollte sein Talent nicht mehr erkennen, daß die Welt noch Reize und Größen hat von anderer Art? Würde er fechten wollen gegen uns? Ich weiß es nicht.

Die Zeit der Kriege ist vorüber! tröstet man sich. Man tröstet sich mit dem was man wünscht! Lange Kriege sind unter jetzigen Umständen allerdings nicht wahrscheinlich. Aber was hat der bloße Generalmarsch 1840 unsern Landsleuten in Paris für Tumult erregt! Heine schildert die Situation mit den interessantesten Farben. Und die achtzigtausend deutschen Arbeiter und Handwerker, welche in Paris leben, sind diese nicht von Bedeutung? Von keiner Bedeutung glaube ich. Wie Herr von Eckstein in abstracter Betrachtungsweise sind diese in materieller Auffassung nationalgeschlechtlos geworden. Mein Schneider und Schuster hier, beides Deutsche vom Rhein, schildern mir wenigstens diese Deutschen solchergestalt. In der ersten

Zeit sind sie die besten Arbeiter. Allmählig aber lernen sie das französische Leben kennen und genießen, und wenn diese Kenntniß erst vollständig erreicht ist, dann sind sie wie die Franzosen. Um nicht besser, vielleicht um etwas schlechter, da ihnen die Flasche wohlfeilen Rothweines immer noch reizender zusetzt, als den Franzosen, die in der Regel weit enthaltsamer und in der Arbeit unermüdlicher sind.

7.

Paris, im April.

Ich finde Paris dießmal langweilig. Kommt dieß bloß daher, daß es endlich einmal bei uns daheim interessant hergeht? Nicht bloß. Die Politik hier ist wirklich von einer bleiernen Mattigkeit. Was wollt ihr! rufen die Vertheidiger Frankreichs, sollen wir denn immer nur auf Kosten unserer Ruhe und Sicherheit für eure politische Unterhaltung sorgen? Sollen wir nicht auf kurze Zeit ein Recht des Ausruhens auch für uns in Anspruch nehmen — ein Recht, welches bei euch zur Gewohnheit geworden war? Und was geschieht denn so Absonderliches bei euch? Stellenweise sucht Ihr endlich die Punkte zu gewinnen, die wir rund und ganz seit Jahrzehnden gewonnen haben. Und selbst dabei laßt ihr uns noch einen so artigen Vorsprung mit Eurem curiosen Begriff einer ständischen Monarchie, die recht gründlich historisch, und jedenfalls keine repräsentative Monarchie sein soll! Wenn ihr eingesehen haben werdet, daß ihr dasjenige gründlich historisch nennt, was kein Mensch mehr kennt und bedarf, wenn ihr erkannt haben wer-

det, daß eure „Stände“ gar nicht mehr existiren, sondern „gemacht“ werden müssen, dann wird die Zeit unserer Erholung vorüber sein, und wir werden uns an dem Punkte unserer Ruhe in weitere Bewegung gesetzt haben, ehe Ihr diesen Punkt nur erreicht habt. Gefährdet wären wir nur, wenn ihr Euch auf Formen verstündet. Aber ihr versteht Euch nicht darauf, und habt auch noch obenein die falsche Eitelkeit, den Fehler für einen Vorzug auszugeben, aus der Noth eine Tugend zu machen. Längst gewonnene und erprobte Formen wollt ihr neu erfinden. Auch solche, die gar keine nationale Bedeutung haben, die nichts größeres und nichts geringeres bedeuten, als daß zweimalzwei vier ist. Ist das eine geschichtliche Kunst aus einem ganz und gar modernisirten Staat — denn all Eure Verwaltung, all Eure Bildung, all Eure Bedürfnisse sind ja modern — einen ständischen Staat machen zu wollen?! Wo sind denn Eure Stände? Wo leben sie denn? In der Wirklichkeit können wir wenigstens aus hiesiger Ferne keine entdecken unter Euch, deren Privilegien, deren Zünfte untergegangen sind in Gleichheit vor dem Gesetz und in Gewerbfreiheit. Euer ständischer Staat ist wie Rolands Roß. Ein sehr schönes Roß, ein vortreffliches Roß, es hat nur einen Fehler: es ist todt, mausetodt. Ja, wir gedächtnißschwachen Franzosen meinen sogar, es habe bei Euch niemals gelebt. Mit welchem Recht also schaltet ihr uns? Sonst schaltet ihr ja immer, daß wir Euch störten. Nun, jetzt sagt ihr selbst, daß wir still und langweilig seien, seid Ihr damit auch nicht zufrieden? Unsere Romane selbst gefallen Euch nicht mehr, ihr übersetzt den „Martin“ nur, weil Ihr ihn einmal angefangen habt, und die

Leser doch das Ende haben wollen. Wir sind nicht in dem Fall, das mit einer Artigkeit zu erwiedern, denn wir übersetzen Euch gar nicht, und was die Herrn Taillandier, Blaze und wie sie weiter heißen, über Eure Litteratur in unsern Revuen schreiben, das zeugt allerdings für unsere Abspannung, denn wir lesen es kaum und behalten davon gar nichts. Ihr wollt auch keine Theaterstücke mehr von uns, Ihr habt schon, wie es heißt, einen ganzen Winter von eignen Schöpfungen gelebt! Um so besser für Euch, wenn Ihr dabei Vergnügen habt, und wenn ihr die Eroberung eines Winters dauernd zu machen wißt, durch versorgliche Einrichtungen. Aber wo sind da die Gründe, uns zu schelten?!

Dieß alles flog mir an den Kopf für das unvorsichtige Wort: Paris sei jetzt langweilig. Und es ist's doch, und recht beträchtlich. In der Politik war sogar die Restaurationszeit bei weitem interessanter. Sie hatte einen Stachel, der immerwährend reizte, und Regierung wie Opposition waren darauf bedacht, zu schaffen und zu wirken. Das Guizot'sche Regiment mag unfruchtbarer sein, als Guizot selbst, wenigstens entwickelt er gern und zahlreich Plane und Absichten, aber das Resultat ist doch, daß er und sein Regiment niederschlagend unergiebig sind für irgend welche Schöpfung. Freilich ist es die Opposition nicht minder, aber die Führer derselben können die Achseln zucken, und können merken lassen, daß sie weisleich nicht geneigt seien, sich und ihre besten Gedanken abzunützen an einer durch Geld und Mittelmäßigkeit zusammengesetzten Kammer, welche in ihrem Kern nichts wolle, als den status quo, den für sie behaglichen. Sie können hindeuten und sie deuten hin auf den greisen König, der

ja menschlichem Schicksal nach nicht mehr sehr lange leben könne. So lange er wirklich lebe, werde jede höhere Speculation an allen Orten und Enden zerrieben — „il a pulvérisé tout!“ heißt das Stichwort. Erst wenn diese unermüdliche Klugheit der Beseitigung verschwinde, erst dann könne wieder eine größere Regung möglich werden. Die extremen Parteien endlich, und damit meine ich nicht eben die republikanische, welche als bloß formelle Richtung wenig Leben und Bedeutung zu haben scheint, die speculirenden Parteien socialistischer Art geben noch zu wenig sichtbaren Einschlag in das öffentliche Gewebe, als daß sie den Eindruck von Paris verändern könnten. Sie haben von Fourier so viel wirklich geistvolle und fruchtbare Keime erhalten, daß nur Verblendung hoffen kann, es werde diese Bewegung spurlos vorübergehen, es werde nicht mancher Keim eine wichtige Entfaltung finden in der Gesellschaft. Denn der Geist regiert die Welt und bildet die Gesellschaft. Ich fand denn auch, was ich vor sieben Jahren nur in kleinen Zirkeln gesehen hatte, dießmal zu einem Bankett versammelt, an welchem über ein halbes Tausend Menschen Theil nahmen; ich fand die kleinen speculativen Journale zu einem großen zur „Democratie pacifique“ vereinigt, und um dessen Büreau herum alle gestaltende Einrichtung merklich vorgeschritten; ich fand das alles, aber ich mußte es suchen. Zur unverkennbaren Gesichtsbildung der französischen Hauptstadt gehört es nicht, wenn auch die Zweiggedanken des Fourier'schen Stammes hereinragen in manches Gespräch, in manchen Gedankenbereich, die ganz anders wo ihre Wurzeln zu haben meinen. Jedenfalls ist diese Richtung, die von einer eigenen organischen Vorstellung ausgeht, unvergleichlich wich-

tiger als das hüpfende Phrasenwesen der Quinet, Michelet und Genossen. Mizkiewitsch nenn' ich dabei nicht wieder, weil er seine Offenbarungen an eine noch wüste, an eine slavische Welt richtet, deren behauptete oder verkündigte Existenz phantastisch und mythisch für uns erscheint. Wir fühlen keinen Boden unter uns, wenn wir dahin folgen sollen. Seine Geschichte glauben wir in den Hauptpunkten nicht, und seine Verheißungen beleidigen die uns theuersten deutschen Ansprüche. Der Prophet selbst, wie dieser Dichter genannt wird (etwa seiner bahnlosen Sprünge wegen?) trägt übrigens dergestalt die Spuren der Uebertreibung und poetischen Verwirrung an sich, daß wir nach keiner Seite hin irgend etwas Verläßliches aus ihm zu folgern wissen. Bei all dem hätten wir Ursache, diesem slavischen Thema in Frankreich größere Aufmerksamkeit zu widmen. Ich habe erst gestern wieder einen Aufsatz über slavische Geschichte in einem hiesigen Blatte gefunden, welcher mit vollständiger Neuheit und Sicherheit über unsere Geschichte und Geschichtsforschung verfügt, und den Franzosen Dinge und Verhältnisse slavischen Anspruchs zweifellos darstellt, gegen welche wir denn doch als arme Deutsche gar mancherlei einwenden müßten. Diese slavischen Auswanderer in Frankreich, welche predigen und schreiben, haben unter diesem Gesichtspunkte eine Bedeutung für uns, welche recht sehr der Rede und Gegenrede bedarf. Es kann uns doch wahrlich nicht gleichgültig sein, ein so mächtiges Volk, wie das französische, über slavische Ansprüche an unsern Gränzen oder gar mitten unter uns nur vom Standpunkte der Slaven unterrichtet zu sehen. Dergleichen bleibt nie ohne gelegentliche Folgerung.

Aber all dergleichen, was man nöthigenfalls durch Lectüre erfahren kann, macht den jetzigen Aufenthalt in Paris nicht kurzweiliger. Frankreich ist unverkennbar auch in den materiellen Erfindungen des Staatslebens zurückgeblieben, und das rächt sich schnell und sichtbarlich. Die unermeßliche Veränderung, welche durch Eisenbahn über unsere Städte gekommen ist, fehlt in Paris noch gar sehr. Das Eisenbahnwesen ist nur in der Ausdehnung ein vergleichsweise noch geringfügiges neben dem unsrigen, es hat auch noch nicht diejenigen Folgen entwickelt, welche bei uns bereits alltäglich werden. So steht die Post noch unberührt daneben. Die alten Messagerieen mit einem Wagen für ihre Linie rasseln noch ausschließlich wie sonst. Ist der Wagen voll, so erwartet man 24 Stunden, und wenn er am nächsten Tage wieder voll ist, so wartet man wieder. Unser Wort „Beichaise" ist halb französisch, aber der Begriff ist noch ganz unfranzösisch. Die Zeit ist hier in Frankreich noch immer wohlfeil, und hiermit ist alles gesagt. Daß der Werth der Zeit erfunden worden, das ist die Seele moderner Bewegung in Handel und Wandel. Kenntniß ist Macht, und Zeit ist Geld! sind zwei Sprüche, welche in Frankreich noch sehr der Verbreitung bedürfen. Wenn man z. B. die Einrichtungen im Leipziger Posthause gewohnt ist, so frägt man in der Straße „Jean Jaques Rousseau," wo die Hauptpost von Paris, man fragt erstaunt: ist das Paris? Um 5 Uhr des Nachmittags, an Sonn- und Festtagen noch früher, ist der Tag schon zu Ende für jeden Brief. Man speist, und das bloße Diner endigt den Geschäftstag. Und dabei sind sie noch sehr stolz auf die späte Dinerstunde. Beiläufig gesagt, sind die Pariser jetzt mit ihren Eßstunden bei der alten

Sitte angekommen, welche unverändert stehen geblieben ist, in unsern kleinen Städten: man ißt um zwölf und speist zwischen sechs und sieben Abendbrod, der Pariser nennt's nur Mittagsbrod. In Leipzig würden wir uns arg wundern, wenn die Eßstunde den Postverkehr schließen sollte, wenn die Beamten nicht im Stande wären, einander abzulösen, wenn nach den meisten Richtungen des Landes nur ein einzigesmal des Tages die Post abgehen sollte, wenn ein Abends eingeworfener Brief 24 Stunden ruhen müßte. Wir wundern uns, daß unsere Postbeamten schlafen wollen, die Pariser Postbeamten wundern sich, daß von vier oder fünf Uhr an nicht sechzehn Stunden Pause eintreten solle von dem 24stündigen Tage. Es scheint ihnen außerordentlich, daß sie der Briefannahme ein Drittel des Tages widmen. Wenn sie erst diese Stunde für Stunde erneuten oder ergänzten Anschläge in unserm Posthause sehen sollten: welche Bahnzüge angekommen, welche zurückgeblieben sind, mit welchen Ländern die Verbindung heute um so viel Stunden beschleunigt oder gehemmt worden sei, wie vielmal heute, wie vielmal morgen aufgegeben werden könne, wenn sie diese immerwährende Fluth und Ebbe bis in die Nacht hinein zu Gesichte kriegten, sie würden schwindeln. Unbegreiflich! So nahe an London, wo dieß doch alles noch unvergleichlich voller ausgebildet ist, als bei uns, und immer noch dieses unvergleichlich kleinstädtische Wesen im Hauptpostamte von Paris! Immer noch diese Malleposten, welche Abends um sechs nach allen Richtungen abgehen, und von denen jede höchstens drei Personen mitnehmen kann, der ganze Stolz französischer Post! Und auch übrigens ist die Verwaltung noch so schwerfällig, so ausgezeichnet büreaukratisch, daß ich

drei Tage lang brauchte, um eines Briefes habhaft zu werden, der unter einer alten Adresse an mich eingegangen war. Umsonst sandte ich alle ersinnlichen Nachweise der Identität; wäre ich krank gewesen und hätte nicht selbst darnach gehen können, der Brief wäre nimmer zu mir gekommen, er hätte ungelesen mich überlebt, wenn ich gestorben wäre. Man nennt dieß Gewissenhaftigkeit. Gewissenhafte Leichtigkeit der Circulation ist ein noch besseres Motto für die Post.

Kein Mensch hat berechnen können, bis zu welchem Grade ein vollständiges und vollständig benütztes Eisenbahnnetz die Verhältnisse ändern, ja fast alle Verhältnisse ändern würde. Wie konnte man einem bloß äußerlichen Verkehre so gar viel zutrauen! Noch heute sind wir nicht im Besitz aller Erfahrungen, noch heute überraschen uns täglich neue Consequenzen, und heute schon wissen und sehen wir, daß diese scheinbar äußerliche Erfindung ganz so tief eingreift und den Charakter unsrer Welt verändert, wie einst die Erfindung der Buchdruckerkunst. Das weiß man und sieht man in Paris noch nicht, und daher kommt uns Besuchern der Eindruck, Paris sei zurückgeblieben. Man glaubt es freilich zu wissen, man sagt es freilich! aber es ist bis jetzt nur Phrase. Der wirkliche Eindruck hat noch nicht Platz gegriffen. Dieser Mangel wirkt um so empfindlicher, da Paris in allen Dingen auf Centralisation gestellt ist, und das Eisenbahnsystem gerade eine moderne Centralisation bewirkt, welche an Lebendigkeit, Fülle, Kraft und Schnelligkeit die französische altmodisch macht. Die französische ist jetzt eine papierne neben der modernen von Fleisch und Blut. Wahrlich, Friedrich List ist uns ein wahrer Genius geworden, daß er uns zu diesen Anlagen getrieben. Kein Verstand der

Verständigen konnte uns, der zertheiltesten, getrenntesten Nation, ein genialeres Mittel ausfinden zur Vereinigung und zum Vorsprung gegen unsern übrigens so compact gesammelten Nachbar. Und die versäumte Zeit in diesem Punkte wird den Beherrschern Frankreichs am härtesten angerechnet werden von den nächsten Herrschern.

Im Tagesleben also vermißt man jetzt in Paris jenen modernen Sauerteig, welcher sich sonst in Vergleich mit unsrer Heimath bemerklich machte, und die kühnsten Patrioten unter uns flüstern sogar schon von der verwegenen Hoffnung: auch das Scepter der Modetyrannei könne den Leuten dahier abhanden kommen. Man erfinde hier nichts Interessantes mehr. Der einzige materielle Fortschritt, welchen man der jetzigen Verwaltung aufrichtig danke, sei in den Tabacksläden zu finden. Nicht etwa an den Cigarren selbst! Ach nein; die für uns rauchbare Cigarre, welche sonst vier Sous kostete, kostet jetzt fünf Sous, und ist für den Norddeutschen, der in naher Verbindung steht mit Hamburg und Bremen, eine sehr mittelmäßige Gabe. Es brennt aber ein ewiges Lämpchen in jedem Cigarrenladen, und alle tausend Schritte etwa ist solch ein Laden, und jenes Lämpchen ist Gemeingut; die Ladenhalter sind verpflichtet, jedermann eintreten und sich Feuer nehmen zu lassen. Da nun das Rauchen wirklich sehr zugenommen hat, so ist dieß eine vielfach gepriesene Annehmlichkeit. Wenn man übrigens von Zunahme des Rauchens hört, so darf man noch lange nicht an einen Verbrauch denken, wie in Norddeutschland oder Oesterreich. Südwestdeutschland sogar, wo viel weniger geraucht wird, als im Norden, ist noch eine Rauchkammer neben Paris, und Paris zeigt

vielleicht eine so große Rauchwolke, als das ganze übrige Frankreich zusammengenommen. Die Mode des Rauchens wird den Franzosen immer noch ziemlich sonder, und wie gering das eigentliche Bedürfniß ist, sieht man auf den Eisenbahnen. Auf der Nordbahn darf nirgends, nicht in den halboffenen Wagen dritter Classe, nicht auf den Bahnhöfen geraucht werden, und man beschwert sich nicht über eine Einschränkung, welche bei uns unmöglich wäre, unmöglich auch für unsere Gesetzgeber, die gegen ihre eignen Triebe wüthen müßten. Mit dem öffentlichen und officiellen Lämpchen aber sind wir im Rückstande, das muß eingestanden werden.

Und Sie sprechen nicht von den Theatern, da Sie von Kurzweiligkeit reden? fragen Sie, und fragen mit Recht. Ich fürchte mich vor meiner eignen Antwort: ich finde dießmal in Paris nichts so langweilig, als die Theater. Diesen frevelhaften Ausspruch zu begründen, muß ich aber weiter ausholen.

8.

Paris, im April.

Es war wohl ein übles Vorzeichen für meine Theaterliebhaberei, daß der Tod von Mlle. Mars die erste Nachricht war, welche mich bei meiner Ankunft in Paris begrüßte. Vor sieben Jahren spielte sie noch; ich hatte sie zuletzt Dumas' Mlle. de Belle Isle darstellen sehen, eine jugendliche Liebhaberin in vollständiger Bedeutung des Wortes, und zwar eine einfache, herzliche liebenswürdige. Daß sie daneben pikante Mädchen in Molière's Komödien darstellte, war weniger auffallend für ihre sechzig Jahre. Das Pikante täuschte wohl über das Alter, aber die jugendliche Liebhaberin soll ja durch das Alter täuschen. Mlle. Mars täuschte durch die Stimme. Wie man schöne Hände conservirt, so hatte sie ihr Organ jugendlich erhalten. Auch dem allgemeinen Schicksale französischer Frauen, dem Schicksale des Dickwerdens war sie entgangen: ihre Gestalt war schön geblieben. Wenn man also nicht eigensinnig Kopf und Büste der Liebhaberin unter scharfe Gläser brachte, so brachte man sich die Täuschung zu Stande. Das Publikum

war dafür behülflich, die Franzosen sind darin sehr artistisch, und verzichten viel leichter als wir auf das Aeußere, wenn die innern Eigenschaften der Künstlerin Ersatz bieten. Bei uns hat Tieck umsonst bewiesen, daß Julie nicht jung zu sein brauche. Wie ernstlich unsere ästhetische Bildung sei — wir wollen lieber etwas weniger Bildung und mehr Jugend, als umgekehrt Bildung ohne Reiz. Was ich bei Gelegenheit des Salons über die charakteristischen herben Farben der französischen Maler und über Bravour anstatt der Schönheit gesagt, das beruht vielleicht auf derselben Geschmackrichtung, welche alte Schauspielerinnen in jungen Rollen verträgt.

Mein eigener Geschmack war in diesem Punkte nicht besonders französisch, und dennoch war mir Mlle. Mars die Perle der französischen Bühne geworden. Wahrscheinlich, weil sie das darstellte, und nur das darstellte, was unbestritten vorzüglich ist an den Franzosen: die Grazie des Umgangs, die Komödie. „Vorzüglich" ist vielleicht, streng genommen, nicht das richtige Wort. Ich sollte wohl sagen: was „anerkannt ist" an den Franzosen. Umgangsgrazie und Komödie ist ja Sache der Uebereinkunft, und weil dieß französische Wesen in ganz Europa gültig geworden ist, deßhalb haben wir ein vollständiges Urtheil über diesen Bereich ihrer Bühnenkunst. Es stört uns nicht eine nationale Eigenthümlichkeit wie bei der Tragödie. Der Stern Rachel war damals im Aufgehen begriffen, der Stern Mars war im Untergange begriffen; ich gehörte zu den Rittern des untergehenden Gestirns. Wenige Jahre darauf war der Kriegsmann Mars — ein angenommener Name ihres Vaters, welcher ebenfalls Schauspieler gewesen — vom Théâtre

Français verschwunden: sie war ins Privatleben zurückgetreten, und wirkte nur noch für die Theaterschule, welche mit diesem Staatstheater der Nation verbunden ist. Es ist bekannt, daß der französische Staat in ausgedehnter Weise die Verpflichtung ausübt, die dramatische Kunst zu fördern. Außer den großen Opernanstalten und diesem officiellen „französischen Theater" unterstützt man neuerdings auch das Odeon als ein zweites „französisches Theater." Ohne Rücksicht auf Erwerb, ohne Rücksicht auf die lähmenden Bedenklichkeiten einer Hofetikette soll an diesen Anstalten alles darauf gerichtet sein, das erworbene nationale Repertoire würdig zu erhalten, und neue Schöpfungen durch alle möglichen Mittel der Aeußerung und der Belohnung zu erzeugen. Dieß officielle französische Theaterwesen ist ein ausgebildeter kleiner Staat für sich, an welchem die Mars lebendigsten Antheil nahm. Wenn dieser kleine Staat auch zeitweilig pedantisch und dürftig wird durch seine büreaukratische Einrichtung, Publikum und Presse sorgt immer wieder dafür, ihn neu zu beleben, und bei all seinen Fehlern ist er doch die unerschütterliche Grundlage, welche uns immer noch fehlt.

An einem sonnenheißen Märzvormittage wurde die Königin des französischen Lustspiels begraben. Es war mir, der ich für das deutsche Theater schreibe, ein Act der Pietät: dieser classischen Schauspielerin die letzte Ehre erweisen zu helfen, und ich hatte alle Tage gefragt, wann und wie sie denn begraben würde. Es dauerte nämlich lange, und ich war nicht darauf gefaßt, daß man sie erst wie eine wirkliche Königin einbalsamiren werde. Dieß geschah; man wollte diesen schön gewesenen Leib, welcher an vierzig Jahre

vor den Franzosen erschienen war, möglichst erhalten wissen. Ihre Wohnung war im Viertel der Madeleine (rue Lavoisier); diese antike Magdalenenkirche also in ihrer classischen Schönheit wurde der Mittelpunkt der Grabesfeier. Dorthin, nach den breiten Außentreppen, welche Tausenden Platz bieten, strömten die Menschen schon um 10 Uhr. Welch ein Publicum hatte sie auch! Durch drei Regierungen hindurch hatte sie geherrscht: der Kaiser war neben ihr gestürzt worden, und sie hatte bitterlich geweint; seine Zeit war ihre Jugend. Die älteren Bourbons waren zweimal neben ihr vertrieben worden, und sie hatte geholfen; als die Feinde ihres Kaisers waren sie ihr zuwider. Sie hatte unter der Restauration für eine eifrige Napoleonistin gegolten, und war als solche auch in Ungelegenheiten gerathen. Es war ganz natürlich, daß ich jetzt auf den Treppen der Madeleine zahlreiche alte Schnurbärte fand, welche diese letzte Blüthe aus der Kaiserjugend zu Grab geleiten wollten. Diese alten Knaben sind immer noch kenntlich: altmodische, bis auf den Faden abgebürstete Kleider, soldatische Haltung, strenge, leere Gesichter sind ihre Uniform. Sie murrten einander zu, wenn die Stadtsergenten die herbeiströmende Menge am Gitter nicht bewältigen konnten, und das Murren bedeutete: unerfahren Geschlecht! Wir haben andere Massen in Ordnung gebracht! Die Sonne brannte gewitterhaft heiß, und erst gegen Zwölf kam der Leichenwagen durch die breite Rue royale daher geschwankt durch einen Strom von Menschen, der immer größer wurde. Es ist bekannt, wie neugierig die Pariser sind, namentlich bei gutem Wetter, und es wäre allerdings ein Irrthum, wenn man diesen Zudrang nur der Pietät zuschreiben wollte.

Derartig war auch die Unterhaltung nicht in meiner Nähe. Aber man darf auch nicht vergessen, daß die Mars schon seit fünf Jahren aus dem Gesichtskreise der Menge verschwunden war, und daß nicht eigentlich eine geliebte Person, sondern ein berühmter Begriff jetzt begraben wurde. In Deutschland hat man großen Werth darauf gelegt, daß sich nicht nur keinerlei Vorurtheil gezeigt habe bei so feierlichem Begräbniß einer Schauspielerin, sondern daß auch die vornehmsten Personen und Körperschaften des Landes sich beeifert, dabei zu erscheinen und mitzuwirken. Hier an der Magdalenenkirche, in welcher die sterbliche Hülle der Schauspielerin feierlich eingesegnet werden sollte von geschmückten Priestern, hier dachte Niemand daran, daß so etwas zu denken sei; hier erinnerte sich Niemand, daß es je ein solches Vorurtheil gegeben habe. Als der Leichenwagen unten am Gitter hielt, und der mit schwarzem Sammet und Silberstickerei verhangene Sarg an uns vorüber getragen wurde die Stufen zum Tempel hinauf, da entblößte Jedermann das Haupt, und es entstand eine lautlose Stille. Paarweise folgte ein endloser Zug von Schauspielern und Schriftstellern. Unter den erstern von aller Welt bemerkt und durch Flüsterung des Namens ausgezeichnet ein kleiner Mann mit scharf geschnittenem klugem Antlitz. Er trug eine schwarzseidene Zipfelmütze, die bis an die Augenbraunen herabgezogen war, und er gehört zu dem Kleeblatt, welches mit der Rachel und Frédéric Lemaitre jetzt die gefeiertsten Schauspieler Frankreichs darstellt. Bouffé war es, einer der wenigen Charakterspieler, welche Paris besitzt, und jedenfalls der geschickteste unter diesen. Früher am Gymnase, jetzt an den Variétés. Das Gymnase, der Schauplatz

von Scribe's kleinen Stücken, hat aber neuerdings ein Mitglied ausgebildet, welches man diesem Kleeblatt beigefügt sehen will, eine Liebhaberin — jeune première — Rose Chéri. Die Noth des Augenblicks hat vor einigen Jahren einer Statistin eine Rolle anvertraut, und diese Statistin ist mit einemmal durch natürliche Einfachheit und Anmuth Rose Chéri geworden. In der dießmaligen Louvre-Ausstellung sieht man schon eine wohlgetroffene Büste von ihr.

Unter den Schriftstellern ragte einer wie Saul um Kopfeslänge über alles Volk empor, und zog Aller Blicke auf sich. Schaut! Schaut! „le gaillard là!" rief leise einer dem andern zu. „Er ist nicht magerer geworden!" bemerkte ein dritter. Offenbar war dieß ein populärer Schriftsteller, und die Aufmerksamkeit galt nicht bloß seinem Mulattenkopfe mit wolligem Mohrenhaare. Es war Alexander Dumas, der neuerlich durch allerlei tolle Streiche, durch Renomistereien und durch ein vollständig abgeschmacktes Benehmen vor Gericht hier wie bei uns an den Pranger gerathen ist. Ich fragte in Paris einen andern berühmten Romanschreiber wie es möglich sei, daß ein Mann mit so viel Talent so alberner Haltung verfallen könne. Wie soll er nicht? erwiederte dieser „il est fou," aber wirklich fou. Närrisch ist wohl die Uebersetzung davon. Wer die Phantasie, und die üppigste Phantasie dergestalt zum Handwerk macht, der wisse am Ende nicht mehr zu unterscheiden, was nüchterne Wirklichkeit und was bunter Roman sei. Der Marquistitel, mit welchem er um sich warf, hat ihm bei den Franzosen am empfindlichsten geschadet. Dergleichen ist den jetzigen Franzosen geradezu zuwider, und Viennet, den er um Secundantendienst gebeten, hat ihm

wirklich geantwortet: dem Schriftsteller Dumas würde er auf der Stelle zu Diensten gewesen sein, den Herrn Marquis de la Pailleterie aber kenne er nicht. Bekanntlich hat man ihn seit lange in Verdacht, daß er die Unmasse von Bänden, welche er alljährlich liefert, nicht allein schreibe, sondern daß er unbekannten Autoren die Manuscripte abkaufe und mit seinem Namen taufe. Ein solcher Autor, Namens Maquet, ist offenkundig seit Jahren in seinem Dienste. Dagegen hat Dumas bewiesen, daß alles was unter seinem Namen gedruckt worden, von Anfang bis zu Ende nach seiner Handschrift gedruckt sei. Dieß hat zu der Annahme genöthigt, man habe hier die erste socialistische Einrichtung, eine Organisation der Arbeit in schöner Kunst vor sich. Die Hülfsarbeiter lieferten nur roh ausgearbeitetes Material, und Meister Dumas lege die letzte Hand daran, indem er die Vorlagen in seinem Styl und Geist niederschreibe. Jedenfalls gehört auch dazu, da er durchschnittlich jeden Tag wenigstens einen Druckbogen schreiben muß, eine herkulische Arbeitskraft, und sein Nervensystem muß diesem herkulischen Körperbau entsprechen. Man denkt unwillkührlich an die Kraft eines Negers, der in stetem Sonnenbrande das zuwege bringt, was jeden blassen Europäer erdrücken würde. Diese fabelhafte Fruchtbarkeit, eine sorglose Gutmüthigkeit und eine studentische Neigung für buntes äußerliches Aufsehen erhalten ihn fortwährend in der Gunst des Pariser Volkes. Er ist der „Natzi“ der Pariser, sagte ein Wiener der neben mir stand.

Da der Zug gar nicht endigen wollte, und die Sonne beschwerlich brannte, so versuchte ich's die Treppen hinab und von dannen zu kommen. Dieß

war nichts leichtes bei der Menschenmasse, und als ich bis an's Gitter hinabgedrungen, rief mich ein französischer Autor, mit welchem ich persönlich näher bekannt war, und forderte mich auf, an seinem Arm in den Zug zu treten und mit in die Kirche hinaufzusteigen. „Engländer und Italiener haben wir schon im Zuge," sagte er lächelnd, „erzeigen Sie auch als Deutscher unserer großen „„Comédienne"" diesen letzten Liebesdienst!" — Ihr Artikel für's Journal rundet sich dann besser ab! — „Si!" — Und so stieg ich denn bequem als Würdenträger wieder hinauf, wo ich eben als Publikum unbequem herabgequetscht worden war. Ganz und gar Ceremonie! Denn als wir oben unter dem Portal angekommen waren, hatte unser Marsch ein Ende. Die Kirche war gestopft voll. „Man erstickt! Man erstickt!" kam es mit Weihrauchwölkchen und musikalischen Accorden heraus zu uns — eine vortreffliche Gelegenheit zu Witzworten für meine Umgebung: „Kein Sperrsitz mehr, wenn die Mars zum letztenmal spielt, heilige Magdalena!"

Die Zeitungen haben Ihnen den endlosen Zug über die Boulevards und die Reden am Grabe mitgetheilt, und die Träger der Leichentuchzipfel beschrieben. Solch ein Begräbniß kostet einen halben Tag Zeit, der Marsch allein bis auf den Père la Chaise hinaus dauert länger denn eine Seigerstunde. Man ist denn auch hier mit Schuhwerk und Kleidung für solche Fälle vorsichtig und geschäftsmäßig eingerichtet. Nicht immer scheint die Sonne so schön, und im Durchschnitt tödtet ein großes Begräbniß einige Procent leidtragender alter Berühmtheiten.

Die Hauptttheater spielten an diesem Tage nicht, und legten also außer der Achtung auch ein bedeutendes

Geldopfer auf dieses Grab. Denn Zudrang giebt es zu allen Theatern alle Abende, wie mittelmäßig auch die Stücke sein mögen.

Und das sind sie jetzt in einem Grade, der mich doch sehr überrascht hat. Unser Theater hat augenblicklich ein bei weitem interessanteres Repertoire, und auch ohne den Widerwillen gegen Uebersetzungen, welcher jetzt unter uns herrscht, würden all diese Stücke des heutigen Paris auf unsern tonangebenden Bühnen rettungslos durchfallen, besonders da sie alle zu musikalischer Hülfe flüchten, die ihnen bei uns gestrichen würde. Es ist jetzt ein ewiges Geleier in den Pariser Theatern, und was im eigentlichen Vaudeville, selbst im Melodram allenfalls auch für uns annehmbar ist, das kommt jetzt überall auch ohne die charakteristischen Formen des Vaudevilles herbeigedudelt, um uns über die Lücken der inneren Spannung zu täuschen. Inhaltslosigkeit und Aermlichkeit in den Wendungen ist so arg, daß ich von neun Zehntheilen der neuen Stücke, die ich gesehen, nicht das mindeste behalten habe. Es würde mich hier zu weit führen, wenn ich allgemeine Gründe für diesen Mangel aufsuchen und aufzählen wollte. Die allgemeine Dürre im jetzigen Frankreich ist schon hinreichend erwähnt. Ich will nur einige erklärende Bemerkungen mittheilen. Wohlwollende Vertheidiger wälzen ein gut Theil Schuld auf den Verein dramatischer Autoren, welcher hier besteht, welcher für den ökonomischen Vortheil dramatischer Schriftsteller sorgfältig bedacht ist, welchen aber die Anicet-Bourgeois, Dümanoir Lockroy, Mélesville und Genossen, die Fabrikanten für die wichtigen Boulevardtheater, die einträglichsten an Tantième, tyrannisch beherrschen. Was zur engeren Zunft gehöre, werde

durch Absperrung frischer Elemente im herkömmlichen ausgetretenen Kreise erhalten. Was nicht dazu gehöre, werde nicht unterstützt und was gar außerhalb der Zunft sei, das erhalte nirgends Zutritt. Ein wichtigstes Mitglied, wie Scribe, kümmere sich, in stetem Bedacht auf neue Productionen, wenig oder gar nicht um das innere Getriebe des Vereins. Ebenso halten es Hauptleute wie Dumas und ähnliche, die gar nicht mehr um eine bedeutungsvolle literarische Schöpfung, sondern nur um grob ausgehauene Massenstücke besorgt sind. Erwerb mit einem begebenheitsvollen Zugstücke ist alles was sie im Auge haben und dazu benützen sie ihre Romane, welche nur theatralisch handwerksmäßig zugestutzt zu werden brauchen für die schaulustige Menge. Die dramatische Kunst versinkt dabei ganz vor der plattesten Technik; nicht etwa vor der feinen Technik des Kunstwerks, nein, vor der alltäglichsten Handwerkerei des Schaustücks mit wechselvollen, innerlich unverbundenen starken Effekten. Vierteljahre lang, halbe Jahre lang nehmen solche Romanstücke ein Theater in Beschlag, wie jetzt die Reine Margot das Théâtre historique, wie später wahrscheinlich „Monte Christo," der jetzt schon, ehe er noch erschienen ist, als mittelmäßige Posse „Monte Fiasco" parodirt wird, wie die „jeunes pères," welche nach Sues „Martin" für die Porte St. Martin vorbereitet werden. Solchen Weg gehen die starken Talente, wo sollen die Stücke herkommen! Soulié *) arbeitet immer noch um einen Grad gewissenhafter und seine „Closerie des Genêts" gehört zu den besseren dieser Zugstücke, eine

*) Ist jetzt im Herbste 1847 gestorben.

Bauerngeschichte aus der Bretagne. Aber seine Eigenthümlichkeit im Roman: durch Anhäufung der Verwickelungen und durch grelle Züge zu interessiren, ist auch die Eigenthümlichkeit seiner Stücke und läßt keine Einfachheit und erquickende Wirkung aufkommen. So sind denn auch seine Dramen literarisch nichts werth. Victor Hugo hat seit dem verrückten Burggrafen kein Stück mehr gebracht, und es müßte doch auch wunderlich zugehen, wenn er sich aus seinem verzerrten, fratzenhaften Style zu etwas Gutem zurecht finden sollte. Ich habe jetzt wieder einmal den Ruy Blas angesehen, und den Carricaturstyl so unangenehm empfunden, daß ich unter demselben selbst das allgemein gepriesene Talent Lemaitre's, der übrigens zahnlos geworden, nicht herausfinden und das Ende des Stücks nicht abwarten konnte. Dabei bleibt Hugo den Franzosen immer noch ein erster Held trotz all seiner Niederlagen. Es ist für die kritische Impietät unter uns ganz unbegreiflich, welch eine conservative Milde die Franzosen hegen für einmal erworbenen literarischen Ruhm. Ist es Kindlichkeit, ist es tiefe Weisheit? Wie viel Stücke lassen sie sich jetzt auch gefallen von Schriftstellern, die kein eigentlich dramatisches Talent, aber einen literarischen Namen haben durch Schriften anderer Form! So nehmen sie immer wieder Léon Gozlan hin und gewähren ihm einen Achtungserfolg für erkünstelte, dramatisch leblose Stücke wie so eben wieder „Notre fille est princesse" am Theâtre français; für Mérys bunt zusammengenähte Waare, die am Odeon ausgeboten wird. Ist es nicht bloß Pietät, ist es auch ein Zeichen, daß die dramatische Kraft selten wird unter ihnen? Sogar der geistreiche Felix Pyat, der Verfasser des Diogenes,

hat doch eigentlich einen gar gebrechlichen, dürftigen Körper des Drama's und muß durch rastlos verschwendete „Odeurs" von geistvollen Beziehungen das zarte Leben seiner Stücke aufrecht erhalten. Ein Drama „les chiffoniers" wird von ihm vorbereitet und verspricht wenigstens einen literarischen Charakter. *) Scribe ist natürlich alt geworden, und einen drängenden literarischen Stachel hat er wohl nie gehabt. Seine immer noch thätige Erfindungskraft wendet er an Operntexte, welche das meiste Geld bringen, und was sonst noch abfällt, das giebt kleine Stückchen für das Gymnase. Sie sind immer noch besser als die meisten übrigen, aber sie sind klein, mitunter recht klein und wollen eben nur mit der Grazie des Scribe'schen Verstandes ein Lächeln und einen mäßigen Beifall erregen. Das jetzige Publikum in den französischen Theatern ist auch stumpf und matt im Ausdrucke seiner Theilnahme, es läßt sich das Mittelmäßigste gefallen und zeichnet das Bessere nicht besonders aus. In unsern Haupttheatern ist jetzt bei weitem lebhafteres Treiben. Nur im Theâtre français, und namentlich wenn die Rachel spielt, äußert sich lebendige Theilnahme im Publikum. Ob aber Scribe dort noch einmal erscheinen wird mit einer großen Komödie — dort nämlich haben seine größeren Stücke ihre Heimath — das sieht unsicher aus, ja unwahrscheinlich. Was man auch an diesen Bertrand und Raton, Cameraderie, Glas Wasser ꝛc.

---

*) Es hat dies Versprechen aber grimmig getäuscht, und ist ein ganz rohes Product geworden, das keinem Deutschen in Deutschland verziehen würde, als französisches Stück aber an den Stadttheatern Zutritt und Zulauf findet.

aussetzen mag und namentlich von unserm Standpunkte, welcher die Bewegung tiefer von innen heraus verlangt, aussetzen muß, sie bleiben in der Comödie das beste, was die Franzosen neuerer Zeit zuwege gebracht. Dumas hätte sie durch leichten Strom wohl noch übertreffen können in seiner Belle-Isle, in seinen Schülerinnen von St. Cyr, wenn er nicht immer liederlich gewesen wäre. Die versificirten Comödien, welche der Franzose am Theâtre français ungemein liebt — in diesem Spiel der Verse und Reime wohnt seine Nationalmusik — haben kein durchgreifendes Talent mehr gefunden. In dieser Form ist doch übrigens mehr vorhanden als wir beachten, oder auch nur wissen. Diese Gattung des Repertoire's am Français ist und bleibt uns ziemlich fremd; denn die Reize desselben beruhen ganz in der Sprache. Hier aber genügt es, eine kleine Comödie in Versen zu bringen: um das beste Publikum herbei zu locken und um einen dauernden Namen davon zu tragen, wenn die Aufgabe anmuthig gelöst ist. Emile Augier, welcher Pigault Lebrün seinen Großvater nennt, ist ein solcher Name, der bei uns nicht bekannt wird, und neuerdings in Paris durch eine zweiactige Comödie in Versen „la ciguë" fast berühmt geworden ist. Sie spielt natürlich in Athen und hat ihre Verehrer, welche damit in Schätzung des feinen Talents über Ponsard hinaus wollen. Armer Ponsard! Wie hat man ihn gemißhandelt dafür, daß seine Lucretia übermäßiges Glück gefunden! Von mehreren Seiten höre ich versichern, die Agnes von Meran sei systematisch niedergeschlagen worden. Die abgestandene Romantik, diese geschminkte Person, habe sich dagegen verschworen gehabt. Victor Hugo hat, wie schon gesagt, immer

noch einen großmächtigen Einfluß. So sei denn die erste Vorstellung der Agnes unter vollständigem Beifall vorübergegangen, aber am andern Tage habe man in allen französischen Journalen gelesen: der Beifall sei kein Beifall, der Erfolg kein Erfolg gewesen, sondern das Stück sei durchgefallen. Die Verschwörung sei offenbar geworden. Nur alle Artikel und Blätter von Engländern, Italienern und Deutschen hätten vom Erfolg und hätten lobend berichtet. Das ist gar wohl möglich, erging es doch Racine's Athalie in ähnlicher Weise; ich weiß nicht, ob es völlig wahr ist. Es ist möglich bei einer Dramengattung, welche einer conventionellen Form angehört, und welche ihre Wirkung nur bei einer ganz besonderen Bildung suchen muß, beim großen Publikum also nicht Hülfe noch Rettung finden kann. Obenein sei das Stück am Odeon sehr mittelmäßig gespielt worden. Ponsard aber ist tapfer und will dem Gegner das Feld nicht räumen: er hat seine Agnes von Meran nur dem Theâtre français übergeben, und wird sie dort nächstens in erster neuer Aufführung und zweiter Instanz vor das entscheidende Gericht bringen. Ich habe ihn leider nicht gesehen: er war wegen eines Krankheits- oder Todesfalls in seiner Familie nach der Heimath, Vienne bei Lyon, gereist. Seine Freunde bezeichnen ihn als einen einfachen, tüchtigen Mann.

9.

Paris, im April.

Entschädigt vielleicht die jetzige Schauspielkunst, entschädigt der Reichthum an darstellenden Talenten für den Mangel an guten Theaterstücken in Paris? Man sagt ja doch gern, die Franzosen seien die besten Schauspieler, und nur Heine beschränkt diesen Satz durch die Bemerkung: sie sind alle geborne Schauspieler, die besten gehen aber nicht aufs Theater. Für mich ist diese Beschränkung noch größer. Mich interessiren sie nur im Conversationslustspiel, also nur in Darstellung dessen, was sie auch außer dem Theater sind und treiben. Das mag allerdings ein sehr geringes Lob sein, wenn es sich um die Kunst handelt, welche gestaltende Phantasie, Verläugnung der Persönlichkeit, täuschende Nachahmung des Fremden entwickeln soll. Diesen ganzen Bereich der Schauspielkunst habe ich niemals der Rede werth gefunden in Frankreich. Die größte Kraft des Franzosen ist, daß er nur Franzose ist, und daß der Franzose nur einen kleinen Kreis von Fähigkeiten und Fertigkeiten in sich ausblildet, diese aber bis zu wirklicher Fertigkeit, bis zur Meisterschaft in sich ausbildet. Daraus

folgt, daß der französische Schauspieler eigentlich nur Franzosen darstellen kann, und daß er die „couranteſten“ Gattungen am besten darstellt. Ein Volk, welches die Mode angeben, sich also selbst ganz der Mode unterwerfen will, wie dies doch in Frankreich geschieht — ein solches Volk hat von Hause aus verzichtet auf Mannichfaltigkeit in den Individuen, auf Aeußerungen charaktervoller Eigenheit. Ein Volk, welches Staat, Sitte, Tracht, ja die Sprache, und diese vollständig, centralisirt, bis zur militärischen Einförmigkeit centralisirt — ein solches Volk wird auf dem Theater nur Virtuosität entwickeln.

Der Spiegel ist ihm alles, das Unerhörte ist ihm von schlechtem Geschmack. Darstellung des Alltags wird man also in solcher Gewandtheit finden, wie kaum anders wo, Darstellung all der Wendungen, welche zum Gesellschaftsleben gehören, ja Darstellung all der Formen, welche den eben herrschenden Geist verrathen; mehr aber nicht.

Die Pariser Schauspieler spielen das französische Conversationsstück meisterhaft, das heißt sie sind alle Leute von Welt, und präsentiren sich auf dem Theater eben so sicher und gut wie im Salon. Ihre Conversationsstücke reichen ferner außerordentlich weit innerhalb der französischen Geschichte: von der Renaissance an, oder doch von Heinrich IV. an, sicherlich wenigstens von Ludwig XIV. an lassen sich ihre geschichtlichen Scenen im Styl eines Conversationsstücks darstellen, weil all ihre „Faiseurs“ seit Jahrhunderten den gesellschaftlichen Ton für den würdigsten, ja für den höchsten erachteten. Die Pariser Schauspieler haben also einen großen Raum für ihre Meisterhaftigkeit in Conversationsstücken, und als sie bis ums

Jahr 1840 und noch länger dergestalt Louisquatorze- und Louisquinze-Stücke aufführten, daß man jeden Abend und in jedem Theater der Allongenperücke und dem gepuderten Toupet begegnete, da machte ihre Schauspielkunst einen viel stattlicheren Eindruck als jetzt. Der innerlich gleichmäßige Conversationsstyl war doch äußerlich bunt, und paßte doch überall. Jetzt spielen die Stücke zumeist im modernen Leben, oder sie verirren sich gar in nichtfranzösische Gegenden, und das giebt Farblosigkeit dort und falsche Farben hier ohne Ende.

Aus solchen Gründen, bilde ich mir wenigstens ein, sind die französischen Schauspieler dießmal sehr bald reizlos für mich gewesen. Die mangelhaften Stücke mögen das ihrige dazu beigetragen haben, denn eines dürftigen Baumes Frucht muß eine dürftige werden. Neue Talente haben sich auch in diesen sieben Jahren gar nicht entwickelt; ich fand alle die mir wohlbekannten Darsteller wieder, mit Ausnahme der Mars, und sie waren nur sieben Jahre älter geworden, und höchstens um sieben Jahre virtuoser. Namentlich gilt dieß von der Rachel, deren gesteigerte Virtuosität in mir einen gesteigerten Widerspruch entwickelt. Nur Rose Chéri war neu und konnte als Ersatz für die Mars gelten. Ich will ihre Würdigung nicht gefährden durch solchen Vergleich. Sie fordert zu solchem Vergleich gar nicht heraus, sie zeigt nichts von jenem graziösen Geiste der Mars, und in Rollen, welche gewandtes Geistesleben bedingen, ist sie sogar ungenügend und sichtbar träg. Fräulein Unzelmann in Leipzig spielt z. B. die Kaiserin Katharina in einem zweiactigen Lustspiel bei weitem geistvoller als Rose Chéri. Aber Rose Chéri ist wirklich etwas Neues

auf dem französischen Theater, und daß sie Glück macht, ist ein gutes Zeichen für die Franzosen. Sie ist eine eigene Persönlichkeit; sie erscheint nicht so banal französisch, wie jede andere Liebhaberin, sie ist sehr einfach und die bloß äußerlichen Formen und Wendungen verdecken noch nicht alle ursprüngliche Seele. Wenn es nicht partheiisch klänge, so würde ich sagen: sie hat etwas deutsches. Ich will damit ohne Partheilichkeit in der Kürze nur andeuten, daß ihr Spiel noch nicht so ausgerechnet und gleichsam auf Flaschen gezogen ist, wie das der meisten französischen Schauspieler. Sie sucht noch mit eigenen Kräften, und nicht bloß vermittelst der Formel, welche die Pariser Schauspieltradition an die Hand giebt. Sie ist ein anmuthiges und liebes Naturell; dadurch erquickt sie, und gerade Erquickung fehlt jetzt auf dem französischen Theater völlig. Ihr Gesicht ist kräftig, nicht eben schön; ihre Gestalt voll und wohlgebildet, ihr Wesen keusch.

Auf dem Odeon ist Dlle. Araldi neu und ziemlich berühmt. Daß Ponsard ihr seine Agnes nicht anvertrauen wollte, hat ihren Namen auch bei uns bekannt gemacht. Ich habe sie in einer von Lucas französisch componirten Alceste gesehen, welche kein besonderes Glück macht. Darin sind die Franzosen ganz gesund, daß sie es zu keinem gemachten Enthusiasmus bringen für classische Stücke, deren Motive in unserm Leben erstorben sind. Und das Hauptmotiv der Alceste, die zum größten Opfer bereite Liebe der Gattin, ist noch das lebendigste in den griechischen Stücken. Es ist aber nicht allein. Ein Vater ist unväterlich egoistisch, und ein Hercules erdrückt den Tod, um die brave Gattin wieder in's Leben zu bringen. Solch ein

curioses Wunder geschieht, damit die Tragik bürgerlich ausgeglichen und damit der Zuschauer befriedigt werde durch die anschauliche Moral: auch Liebestugend erhält eine reelle Prämie! Das alles nun und in Musik gewickelt, Oper ganz und gar wie Antigone, nur mit dem Unterschied, daß die Solopartien in schlechten Versen gesprochen statt gesungen werden, ein neuer Beweis, daß diese versuchte Auferweckung der Antike immer nur bei dem Ziel ankommt: einen aparten Operntext zu Stande gebracht zu haben. Der Bravourstellen, welche applaudirt werden, sind nur zwei in dieser Alceste. „Sterben für das, was man liebt, ist auch ein Glück!" lautet die erste, und die Weisheit des Alterthums scheint mir nicht gerade unerläßlich für diesen Gedanken, welcher unsern Romantikern hinreichend geläufig. Die zweite ist schlimmer. Admet hat Miene gemacht, sich das Leben zu nehmen, und Alceste hätte sich dann umsonst geopfert. Man macht ihm Vorstellungen, man fragt ihn, warum er dieß thun wolle. „Ich fürchte sie zu vergessen!" ruft er leichtsinnig, und Bravo ruft das Publikum. Als schwerfälliger Deutscher fand ich, daß es verteufelt zweideutig klinge, wenn man sich tödten wolle, um eine Liebe nicht zu vergessen. Ueber diese Umbildung und Nachbildung alter Stücke ist übrigens die französische Kritik unbefangen: sie macht ihr keine Complimente, und gesteht unverholen, daß es ein schlechtes Zeichen sei, wenn man zu solchen künstlichen Wiedergeburten flüchte. In Betreff der Dlle. Araldi muß ich mit Admet sprechen: Ich fürchte sie zu vergessen! Damit verträgt es sich, daß sie manche gute Eigenschaft und keinen grellen Fehler hat. Aber mit der Rachel soll man sie doch nicht vergleichen, wie man

mitunter thun möchte. Was man auch an der Rachel aussetzen mag, eine geniale Kraft kann man ihr nicht absprechen, und gerade von dieser Kraft ist Dlle. Araldi nicht betheiligt. Weicher und weiblicher ist sie als die immerdar böse Rachel, das ist wahr, und deshalb wird sie für Frauenrollen außerhalb des Kreises von Athalie und Phädra vorzuziehen sein.

Dlle. Rachel habe ich dießmal in vier Rollen gesehen, und sie hat mir viel zu schaffen gemacht. Einem so starken Genius gegenüber kann man nicht ohne Kampf ein vielfach absprechendes Urtheil vor sich selbst begründen. Ehe ich dieß erzähle, will ich noch erledigen, welche andern Künstler erster Ordnung das Pariser Theater jetzt besitzt. Das ist schnell aufgezählt: es sind nur noch einige Komiker, es ist der schon erwähnte Lemaitre, und es ist vor allen Bouffé, der beste Charakterspieler in Frankreich.

Mit den Komikern ist es mir komisch ergangen: ich habe heute wie damals über sie gelacht, und ihnen doch hinterher vorgeworfen, daß sie älter und nicht besser geworden seien. Ein ganz wichtiger Vorwurf. Der eigentliche Komiker, der Komiker von Profession, hat ja nur eine specifische Eigenschaft, wie die rothe Farbe eben nur roth ist. Wer wird verlangen, daß diese einmal grün sei, wer wird vom Komiker verlangen, daß er einmal anders sei, als er eben ist?! Die verschiedene Charakterfärbung soll man vom eigentlichen Komiker gar nicht verlangen, er kann sie nur in soweit gewähren, als der Charakter der Rolle sich mit seinen komischen Eigenschaften verträgt. Das sind seltene Genies, welche auch mit komischer Kraft verschiedenartig wirken können; Ludwig Devrient war ein solches, Bouffé gilt bei den Franzosen für

ein solches. Das sind Charakterspieler und nicht Komiker. Meine alten Freunde Arnal, Vernet, Bardou, Achard, Ravel ꝛc. befanden sich noch alle wohl, und da ich das Glück habe über die verschiedenartigsten National-Nüancen von Komik, über die österreichische wie über die dänische, die berlinische wie schwedische, die „frankfurter" wie holländische, über die englische wie über die französische herzlich lachen zu können, so konnt' ich ja vollkommen zufrieden sein, all die lustigen Leute gesund wieder zu finden. Gesundheit ist ja die Munterkeit, welche hierbei gemeint ist, und Arnal war launig wie sonst, Bardou polternd wie sonst, Vernet ärgerlich wie sonst. Die Leute konnten nicht dafür, daß sie jetzt schlechtere Rollen hatten, und daß sie mit ihrer Person allein alle Unkosten des Vergnügens tragen mußten für ein nicht besonders vergnügliches Stück. Die leichte Störung, welche ich empfand, kommt also wieder auf dieselbe Ursache hinaus: es wird nichts Erquickliches mehr producirt im heutigen Paris. Nicht einmal eine lustige Farce. Aus all den Possen ist mir nur erinnerlich geblieben, daß man äußerst dreist umspringen darf mit der auswärtigen Diplomatie. Mein censurirtes Theatergewissen war äußerst betroffen von der jubelnd aufgenommenen „Niaiserie" eines russischen Diplomaten, blank heraus russisch angezogen in carikirtem Styl und russisch genannt. Ich sah mich schüchtern um, ob das europäische Gleichgewicht davon nicht schwanke, sah aber nur lustige Gesichter, welche diese wichtige internationale Frage offenbar gar nicht zu würdigen wußten. Trotz der russischen Capitalien, welche so eben ganz unerwartet vertrauensvoll in Paris auftreten, fand ich auch an andern Theatern besonders russische Mi-

nister in den frechsten Händen der Komiker, und fand überall, was doch noch viel ärger ist, daß niemand ein Arg darin finden wollte. Das feine Schicklichkeitsgefühl unserer Hoftheater, welches den entferntesten Schatten fremden Mißbehagens in der Geburt zu beseitigen weiß — diese ganze negative Poesie von Rücksichten ist diesen gedankenlosen Pariser Theatern geradezu unbekannt. Ja, auf meine bescheidene Anfrage nach den dießfalsigen Gränzen wurde ich einfach ausgelacht und nach dem Gymnase verwiesen, welches vor einigen Tagen ein neues Stückchen „la cour de Biberack“ gebracht habe. Dort würde ich finden, daß man keine fremde Nation bevorzuge, dort würde ich meine Nation ein wenig curios und nach unsern Begriffen unerlaubt dargestellt finden. Es mußte das ärgste sein, denn am andern Tage las ich im Feuilleton das Journal des Débats, daß es selbst Janin „embarassant“ nannte, den Inhalt dieses Stückchens zu erzählen, und daß er ihn deßhalb nicht erzählte. Janin sogar nahm also größere Rücksicht als ein Theater! Ich eilte hin! — — Nach den Begriffen unserer Hoftheater ist es wirklich ein casus belli, und ich kann ebenfalls den Inhalt nicht sogleich erzählen. Die Rücksichtslosigkeit in der Persiflage ist beispiellos. So viel muß ich sagen, wenn ich auch als Mann des Friedens das Feuer nicht schüren will.

Ich flüchte zu Bouffé. Bouffé spielt heute einen hundertjährigen Greis, morgen den Gamin von Paris, heute den gutmüthigsten, lustigsten Polterer, morgen den herzlosen Geizigen. Er ist der vielseitigste Schauspieler Frankreichs. Seine Charaktere, und es scheint kein menschlicher übrig zu sein, den er nicht darstellte, sind immer in zehn, zwanzig, hundert Zügen und

Schattirungen richtig, und sie sind immer überreich ausgestattet an Zügen und Schattirungen. Seine Genauigkeit, seine sorgfältige Ausführung, sorgfältig, wie in einem Teniers'schen Bilde, ist bewundernswerth. Und dennoch machte er mir nicht den Eindruck eines großen Künstlers. Er hat mir ihn früher nicht gemacht, er hat mir ihn jetzt nicht gemacht. Woher kommt das? Er gewährt mir keine Illusion. Ich sehe die hundertfältige Absicht und bin verstimmt. Ich empfinde, daß alles gemacht ist, allerdings vortrefflich gemacht, aber gemacht. (Nebenher gesagt: die Franzosen haben auch meines Wissens kein eigentliches Wort für „gemacht.") Ich erfahre nur eine Kraft des Verstandes, fühle aber nicht einen Hauch des zwingenden Geistes, welcher schöpferisch zu einem untheilbaren Ganzen vereinigt, fühle nicht den Hauch des aus dem Ganzen schaffenden Genius. Ich zweifle keinen Augenblick, daß dieß Mißverhältniß zwischen mir und Bouffé zum Theil in meiner eigenen Unfähigkeit der Auffassung, zum Theil in unsern verschiedenen Nationalitäten liegen mag. Es ist mir z. B. ganz deutlich, wie sehr Bouffé durch folgende Umstände benachtheiligt wird. Erstens gehört er zu den Boulewardtheatern, welche in ihrem Repertoire niemals über eine gewisse Mittelform hinausgehen. Jedermann von einiger Bildung soll die Stücke und Charaktere ganz zu würdigen wissen. Da ist nichts Ideales, nichts Absonderliches, Tiefes zulässig, und selbst der beste Schauspieler erhält nie eine Aufgabe, welche die Durchschnittsbildung überschritte. Das muß den besten Schauspieler innerlich mittelmäßig machen, wie sehr er auch Geist und Talent ausbilden mag in Fertigkeit und Sorgfalt. Zweitens muß Bouffé wie jeder andere Pariser Schau-

spieler seine Rollen hundertmal wiederholen, und zwar oft dieselbe Rolle ohne Abwechselung zwanzig, dreißig, fünfzigmal in einem Strich wiederholen; das tödtet den Geist oder belebt doch auf Kosten des Geistes das kleine Spiel, die bloß täuschende Technik. Er gehört endlich in allen übrigen Punkten zu diesem ausgetriebenen Mechanismus, welcher das Pariser Theaterspiel bildet. Das ist wirklich ein Mechanismus, ein bloßer Mechanismus. Unser Theater könnte manches davon brauchen, aber ich danke Gott, daß unsere Schauspieler so zähe Fehler haben, welche die völlige Herrschaft dieser mechanischen Schauspielerei bei uns unmöglich machen. Es ist wahr, die Einstudirung eines Stücks in Paris ist neben der Einstudirung bei uns ein Wunder von Sorgfalt. Bei uns kennt der Schauspieler durch eine schlechte Leseprobe kaum nothdürftig den Zusammenhang des Stücks, da geht er an's oberflächliche Auswendiglernen und geht an's Probiren des Ganzen. Ist dieß dreimal in Bausch und Bogen durchgemacht, so findet die Aufführung statt, und es bleibt dem Musengott überlassen, ob das den Lenkern ziemlich unbekannte Räderwerk zu einer leidlichen Fahrt den Weg finden werde. Wer möchte läugnen, daß dieß eine gewissenlose Liederlichkeit ist, und daß die Vorbereitungszeit wenigstens verdoppelt werden muß? Unser Theater ist aus herumziehenden Truppen und Stegreifrittern entstanden, und kann diesen Ursprung nicht los werden. Was an diesem Ursprung gut ist, die immer rege erhaltene Schöpfungskraft, das wird an den Pariser Theatern durch übertriebene Vorbereitung und übertriebene Wiederholung vernichtet. Hier wird das Stück länger „am Tische" probirt als bei uns Zeit nöthig ist von

der Ankunft des Manuscriptes bis zur ersten Aufführung. Das heißt: man hält so lange wirkliche Leseproben, bis auch nicht das kleinste Winkelchen von Verständniß dunkel verblieben ist. Dann erst beginnt man mit Theaterproben. Deren Menge ist gar nicht vorauszubestimmen. Unter zwanzig bis vierzig werden es selten, oft aber werden es ihrer noch viel mehr. Man beginnt nie mit dem Ganzen, wie bei uns, sondern mit Scenen, und dann mit einem Acte. Man kommt erst zum Probiren des Ganzen, wenn alles Einzelne fest steht wie gemauert. Nun laßt ein so eingepfropftes Stück fünfzigmal in zwei Monaten wiederholt sein, und betrachtet es Euch! Dann ruft Ihr wohl: eine Sicherheit, welch ein Zusammenspiel, welch ein vortrefflich Theater! Ich kann nicht einstimmen. Diese Sicherheit, dieß Zusammenspiel, welche ich natürlich anerkennen muß, sind mir dießmal fast zuwider geworden, weil sie mich in ihrer bloß mechanischen Aeußerlichkeit an ein Puppentheater gemahnten. Es ist mir, als bekäme ich nur den Schatten des Stücks, so sehr fühle ich heraus, daß dieß eine fertige, seelenlose, bloße Wiederholung ist, was da oben an meinen Augen und Ohren vorüber geht, daß dieß im schlechten Sinne des Wortes bloß Schauspieler sind, die etwas zur Schau spielen und stellen was ihnen selbst äußerst gleichgültig ist. Der französische Schauspieler schafft nicht mehr, producirt nicht mehr auf dem Theater, er wiederholt nur was er sich auswendig gelernt hat. Darum interessirt er mich nicht. Das jedesmalige neue Werden der Rolle, dieß allein ist mir künstlerisches Theaterleben, welchem ich meine Seele hingebe; das bloße Wiederholen berührt mein Inneres nicht. Das mechanisch gewordene Spiel hat

mich dießmal wie ein Gespenst aus den Pariser Theatern gejagt. Und auch aus Bouffé wittere ich diese Mechanik heraus, und was an Reichthum des Details, was an Consequenz der Haltung die Franzosen und novizenhafte deutsche Landsleute entzückt, das erkältet mich nur um so mehr. Je künstlicher eine Maschine ist, desto unheimlicher macht sie uns den Eindruck einer Maschine.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

10.

Paris im April.

Demoiselle Rachel wird diesen Sommer nach Deutschland kommen, und auf unsern Theatern ihre Hauptrollen spielen. In Köln will sie anfangen, in Frankfurt fortfahren, und nach Eroberung des Rheins weiter vordringen ins Innere des Barbarenlandes *) — eines Landes, welches in der Tragödie die drei Einheiten nicht für das höchste hält, und welches nicht bewundernswerth findet, daß alle Vorgänge und Uebergänge nur erzählt werden. Sie wird Beifall finden, und unsere reichen Leute werden Aesthetik verhandeln. Glaube man nicht, daß ihr Publicum zu klein sein werde. Es ist ja ein deutsches, will sagen ein kosmopolitisches, und die Neugierde lockt so stark wie die Wißbegierde. Wenn Devrient oder Seidelmann in Frankreich als Gäste erschienen wären, so hätten sie freilich die Kosten selbst tragen müssen. Die Franzosen hätten ihre Namen nicht gekannt, und selbst

*) Sie ist nur bis Frankfurt gekommen, und dort hat sie am Besten gefallen.

die wenigen Franzosen, welche Deutsch verstanden, hätten im Parterre nicht eine Scene verstanden. Im Ganzen wird das nie anders werden, wie viel man auch davon spreche, daß die Franzosen jetzt das Ausland studiren, und sich namentlich mit dem Deutschen beschäftigen. Letztere Nachricht ist nicht ganz übertrieben; unsere Sprache hat bei den Franzosen wirklich einige kleine Fortschritte gemacht, und sie ist so ein klein wenig Mode. Aber ist es nicht schon ein Fortschritt, wenn man das Alphabet einer Sprache lernt, von welcher man früher keinen Buchstaben gekannt? Wenn die Franzosen über das Buchstabiren der deutschen Sprache hinauskommen sollten, so müßten sie aufhören, Franzosen zu sein.

Demoiselle Rachel heißt bekanntlich Felix. Monsieur Felix, ihr Bruder, wird als Impresario auftreten bei der Triumphreise seiner Schwester. Er hat eine Truppe zusammengeworben, welche alle die Figuren darstellen soll, die als Folie nöthig sind für die Phädra, Hermione und Athalie. Wer weiß ob die Folie geringer sein wird, als das Tragödienpersonal des Théâtre Français wäre, wenn es in eigner Person seine Sultanin auf Reisen begleitete. Ich habe den berühmten Monsieur Ligier recht manierirt und unerträglich gefunden, wie sehr er applaudirt wurde, und den ebenfalls berühmten Monsieur Beauvallet recht roh. Er schreit sehr brav mit einem schönen Organ und erinnert in seinen Kraftstellen an unseren Kunst.

Im Jahr 1839 sah ich die Rachel zum erstenmal im Bajazet als Roxane. Damals war ihr Ruhm noch ganz jung, und der Orient im grünen Kleide und weißen Turban und mit der still siedenden, bösen Eifersucht, nahm sich sehr interessant aus auf dem blassen

Antlitz und in den kleinen kräftig stechenden Augen dieser Jüdin. Die ganze Fassung der Rolle fand ich stark von Sehnen, nur etwas mager. Das konnte der Roxane, einer an Bildung armen Orientalin, angemessen sein. Jetzt sah ich sie als Phädra zum erstenmal wieder. Das Publikum empfing sie mit lebhaftem Klatschen, und ihr Auftreten, das Anlegen ihrer Rolle, alles was ich Skizze nennen möchte, das ist außerordentlich. Es hat das Energische eines starken Geistes, hat das Senige und Markige behalten, ja gesteigert durch Sicherheit. Das Wesen der Genialität ist gebieterisch um sie her, und zwingt zu gespannter Aufmerksamkeit. Sie übt Autorität aus, wie die Franzosen sagen. Dieser Zwang gelingt immer nur großen Schauspielern. Daß die Rolle als Ganzes über diese geniale Skizzirung nicht hinaus kommen konnte, daß sie nicht voll werden, nicht plastisch ab- und ausgerundet werden konnte, das durfte ich der Rollengattung zuschreiben. Phädra ist freilich eine der ausgeführtesten; aber im allgemeinen zeigen ja diese französischen Tragödiengestalten vorzugsweise nur einige Schärfen ihres Charakters, und nicht die Fülle und Breite desselben. Was also der Rachel fehlt, das fehlt ihr vielleicht nur, weil es in Racine's Stücken nicht vorhanden ist. So dachte ich, da nach einigen Acten diese Phädra-Rachel nicht mehr so günstig auf mich wirkte, als sie in den ersten Scenen gewirkt hatte. Ich wurde zunächst unzufrieden mit mir selbst: ich verstand oft streckenweise nicht, was sie sprach. Und doch spricht sie vortrefflich französisch, und der Ausländer versteht immer diejenigen Redner am leichtesten, welche am besten sprechen. Ich hatte sie vor sieben Jahren leichter verstanden, und doch war mir

damals die Sprache weniger geläufig als jetzt. Woran lag das? Ihre Virtuosität ist gewachsen, und sie packt jetzt mit einer gefährlichen Behendigkeit vier, fünf, sechs Verse in ein Bündel zusammen und wirft das Bündel zusammengeschnürt hinter sich, um rasch an eine nachdrucksvolle Stelle zu kommen. Wer nicht, gleich dem gebildeten Franzosen, die Racine'schen Verse sämmtlich auswendig weiß, der behält nicht Zeit genug übrig, um zu erkennen, was sie alles in diese wegzuwerfenden Bündel zusammenpackt. Die gedruckten Stücke werden zwar im Theater verkauft, man hat seine Phädra auch schwarz und weiß in der Hand; aber wenn man nicht während des Spieles selbst nachlesen will, dann kommt man nicht dazu. Der Vorhang fällt bekanntlich vor dem Schluß des ganzen Stücks nicht, und der Zwischenact dauert gewöhnlich nur eine Minute. Binnen anderthalb Stunden ist solch ein fünfactig Stück zu Ende gespielt, oder richtiger zu Ende gesprochen. Wollte ich nicht gar zu viel von den Worten der Rachel verlieren, so mußte ich thun, was ich hundertmal an unsern unmusikalischen Opernbesuchern verspottet, ich mußte die Worte nachlesen, während sie recitirt wurden. Das machte mich ärgerlich. Ich durfte indessen diesem Aerger kein Anrecht geben auf mein Urtheil, wenn nur die fremde Sprache schuld war, und wenn nicht Franzosen selbst zugestanden, daß ihre Rachel in diesem Dampf-Wagen-Tempo oft unverständlich werde. Zunächst entschädigte ich mich an den zahlreichen Stellen nachdrücklicher Betonung, pikanter Betonung. Pikant mag etwas kleinlich klingen; ich empfand aber doch schon deutlich in dieser Phräda-Vorstellung, daß es das richtige Beiwort sei für viele Stellen, welche das Publi-

kum „sublim“ vorgetragen fand. Ich entschädigte mich auch an der interessanten, wahrhaft vergeistigten Erscheinung dieser großen Schauspielerin. Sie ist nur von Mittelgröße und schlank und fein gebaut — ein arabisch Roß, wenn dieser Vergleich nicht unpassend genannt werden muß. Das schwarze Haar, die wohlbeschatteten schwarzen Augen, die weiße Haut von einer gesunden Mattweiße, die feine Hand — das alles ohne Fülle und doch nicht wirklich mager, bildet ein nerviges Ganze, welchem man Reiz und Schnellkraft zusprechen muß. Die kleine Unterlippe tritt ein wenig vor und bekräftigt außerordentlich die herben Leidenschaften von Zorn, Haß und Verachtung, welche sie am besten ausdrückt. Der Ausdruck hingebender Liebe ist ihr vielleicht versagt, weil ihr die Wärme versagt sein mag. Innerhalb der Energie, in welcher sie ihre Vorzüge sucht und findet, mag ihr Wärme und Hingebung matt erscheinen. Sie giebt dafür Feuer, und wird es schwerlich verstehen, daß ohne Wärme und Hingebung ein völlig poetisches Weib für uns nicht zu schaffen ist.

Zum zweitenmal sah ich sie in der Jeanne d'Arc von Soumet. Das ist ein ganz nichtiges Stück. Man giebt es Sonntags, weil schmetternde Phrasen gegen die Engländer vorkommen und den Beifall des Sonntagspublicums stacheln. Hinter mir tappten denn auch einige Vertreter dieses Publikums den Tact der Alexandriner, diese Trommelmusik ihrer Poesie, mit den Füßen, bis die Jungfrau rief: sie habe sich tödten wollen, „pour echapper aux Anglais!“ Welche Wuth, welcher Beifall! Ich hätte Engländer sein mögen, denn es lag ein vollständiger Respect in diesem Zeichen des Hasses. Die einzige letzte Sylbe des

Wortes Anglais, dieses ä, breit und lang herausgestoßen aus weit geöffnetem Munde, wie der blöckende Ton eines Hammels, spricht als bloßer Ton den vollsten Ingrimm aus gegen den Begriff Engländer. Nach solcher oberflächlichen Rolle soll man keine Künstlerin beurtheilen. Die Rachel war in all den kleinen Gängen des Gedankens so geistvoll und poetisch, als es diese Wendungen nur irgend vertrugen. Aber sie packte so viele Worte zusammen, daß ich sie nachlesend nicht verstehen konnte. Dieser Uebelstand blieb sich gleich in allen Rollen, die ich von ihr sah, und es haben mir denn auch wirklich Franzosen zugestanden, daß ihnen Manches entgehe. Mit einer bewundernswürdigen Kunst der Athmung, welche unsern Schauspielern zu wünschen wäre, fliegen die französischen Schauspieler über seitenlange Reden hinweg, und man hört kaum Laute, nicht mehr Worte. Quitter z. B. heißt cter. Ja, die Hauptworte der Zwischenrede, welche die Gegenrede erst erzeugen, werden nicht abgewartet, man weiß sie ja auswendig. „Aber du bist ja" — Einerlei! ich will nicht bescheiden sein! hieß es einmal, und in diesem glücklichen Fall der wörtlichen Wiederholung erfuhr ich, wie das erstickte Wort geklungen hätte. Aus folgendem Grunde ist dies rasselnde Jagen denn doch ein wesentlicher Uebelstand: Wenn man sich nicht ganz feindlich verhält zur französischen Sprache und Tragödie, so entdeckt man namentlich in den Racine'schen eine graciöse ansprechende Musik des Gedankens und Wortes. Dieses musikalische Element, für mich wesentlich in dem Reize Racine's, wird durch die bloß kriegerische Manier der Rachel vernichtet. An dem einen Ende hört man nur den tremulirenden Baß des aufziehenden Grolls, an

dem andern Ende nur den gellenden Discant des Ausbruchs. Alle Noten dazwischen, welche die Melodie bilden sollen, sind ausgestrichen. Die Rachel eilt nur von Fermate zu Fermate.

Nach der dritten Rolle, der Hermione in Andromaque, war der Widerstand meiner Billigkeit erschöpft. Der Leser wird im Vorhergehenden bemerkt haben, daß ich den Tadel gern erdrücken möchte durch das Lob, welches ihren genialen Kräften wirklich gebührt. Das vermocht' ich nun nicht mehr: ich wußte es auswendig, dieses Darstellungstalent, ich konnte mir nicht verläugnen, daß sie mir in ihrer damaligen Theaterjugend als Roxane besser gefallen, daß sie nur an Virtuosität gewonnen habe. Hier kann noch von einigen Nüancen mehr oder weniger die Rede sein, sagte ich mir, aber eine weitere Welt als die enge Tabulatur von drei bis vier Eigenschaften französischen Ausdrucks, eine weitere Welt ist nicht vorhanden in Demoiselle Rachel. Die Opposition, welche schon im zweiten Act der Phädra in mir aufgesprungen, riß mir nach der dritten Rolle die Zügel aus der Hand. Man spielt hier viel fester und sicherer als bei uns, das kann nur der Unverstand verkennen, und die mittelmäßigen Schauspieler sind hier tüchtiger in Handhabung aller Hülfsmittel, sind virtuoser als selbst unsere guten Schauspieler; aber ein wirklich guter Schauspieler bei uns ist in gewisser Beziehung unergründlich viel mehr, als hier der beste. Immer das Lustspiel ausgenommen, so weit es die Grazie der Form geltend macht — einer Form, welche nun einmal ganz Europa, mit Ausnahme des Türken, ziemlich gleichmäßig besitzt. Hier in Paris wiederholt der Schauspieler immer nur seine Lection, er producirt

nicht auf der Bühne, er gestaltet und schafft nichts mehr neu, wie es der unsrige thut. Hier ist er fertig ehe er anfängt, und man muß dem Zuschauer sehr viel Flachheit zutrauen, wenn man glauben kann, er werde diesen Mangel schöpferischer Hingebung nicht bemerken. Für unser poetisches Bedürfniß im Theater ist selbst diese Rachel arm, ach so arm! Auch sie hat, wie ich oben bei den Malern bemerkt, nur den Witz der Leidenschaften, keineswegs aber den vollen Inhalt. Und sie leistet alles, alles was die Franzosen von der Tragödie heischen! Nie hab ich so deutlich empfunden, als beim Spiele dieses mit Beifall überschütteten Mädchens, daß wir eine viel breitere und tiefere poetische Welt haben, als die Franzosen. Immer war ich voll Interesse, ja voll Bewunderung bei der prächtigen Anlage der Rollen, und immer wurde ich kalt und kälter, wenn die Höhe der Rolle nichts gab als die kalte rhetorische und witzige Ausbeute eines Affectes, immer war ich am kältesten, wenn das Publicum raste. Ich fand, daß diese Rachel eine sehr große Virtuosin, aber im deutschen Sinne des Wortes keine große Künstlerin sei. Eine große Virtuosin selbst unter den Franzosen. Aber lieber Himmel, immer auf der G-Saite spielen zu hören, das hat man bald satt, wie curios auch dieser Reichthum der Armuth sein mag. Sei nun auch ihr Spiel die ganze Violine einer Racine'schen Tragödie — und das ist sie nicht; ich finde sie immer noch weit zurück hinter Racine, den sie theoretisch ausbeutet, aber dem Herzen und Charakter nach lange nicht erfaßt — sei sie aber auch ein volles Instrument, für uns ist der Künstler ein ganzes Orchester, in welchem alle Instrumente eingeschlossen sind. Und davon ist hier kein

Gedanke; das umfassende Künstlerthum ist germanisch. Deshalb haben wir freilich so selten vollständige Künstler; haben wir aber einen, so ist er ein Halbgott neben dieser mathematischen Dürftigkeit. Man sagt, Bouffé sei auf dem Wege einer Allianz mit uns. Der Weg ist noch weit. Und wäre er so außenhin möglich? O nein. Nach hundertjähriger Allianz mag da etwas lebendiges entstehen, eine Ehe unsers unersättlichen Gedankens mit dieser rasch fertigen Form.

Ja, ich habe der Rachel gegenüber auch obenein oft gegen den einzelnen Witz des Pathos protestiren müssen, ohne Rücksicht auf die dürftige Eigenschaft solcher witzig pathetischen Wirkung überhaupt. Ich fand den Schlag nicht selten am falschen Orte, und mußte den Geschmack der Schauspielerin mit Kopfschütteln aufnehmen. Sie hat offenbar nur Instinct der Bildung, und die eigentliche Cultur ihres Geistes ist vernachläſſigt. Man hat mir dies bestätigt, als ich nach ihrer Lebensgeschichte fragte. Sie sucht mit rastloser und vortrefflicher Spürkraft Schlaglichter in den Versen, und haftet dann sehr oft auf kleinen Gedanken, welche das Schlaglicht nicht vertragen, und welche unter so greller Beleuchtung Trivialitäten werden. Das Wort „manierirt" wag ich nicht auszusprechen, weil ich mir zu solchem Tadel nicht genug französischen Geschmack zutraue. Aber auf der Zunge hab' ich es hundertmal gehabt. Oder soll man ganz nach heimathlichem Geschmack richten? Die fremde Nation wird doch ohnedies von solchem Urtheile eines Fremden nichts gut heißen und aufnehmen, und kann nichts aufnehmen! Ich habe mich immer redlich bemüht, diesem französischen Tragödienstyl, der uns so gänzlich widerstrebt, die organisch französische Seite

abzugewinnen. Eine solche hat er ja doch gewiß. Als ich früher ein ganzes Jahr lang in französischen Landen mich aufgehalten, da wurde mir auch dieser Styl erträglicher, und daß die Rachel jenes arge Vibriren und Tremuliren verließ, schien mir eine Verheißung zu sein. Ich meinte es könne mit der Zeit ein europäischer Styl gewonnen werden in einer Verbindung des Romanischen und Germanischen. Diese Verheißung ist mir diesmal spurlos untergegangen. Das Beispiel der Rachel hat allerdings gewirkt, das Vibriren und Tremuliren ist im allgemeinen schwächer und seltner geworden; aber was ist an die Stelle getreten? Ein Schneppern und Wippen, ein modernromantisches Schnellen und Werfen der alten in Schleppkleider gehüllten Verse, ein jähes Wenden und Springen, und — dadurch ist für mich das Ganze noch ungenießbarer geworden. Ohne die alten Rhythmen wird diese alte Poesie ganz und gar nur wunderlich. Der Reiz jener höflichen Feierlichkeit ist dahin, denn man turnt in den schweren Staatskleidern, und der musikalische Hauch Racine'scher Gedankengrazie ist, wie schon erwähnt, ebenfalls dahin: in Hast und Trockenheit der militärischen Pfeife und Trommel poltert der alte gravitätische Vers vorüber. Da kann keine Harmonie mehr entstehen. Wie z. B. Hr. Ligier, ein Held des Parterres, wirthschaftet in platter Hitzigkeit modernen Vortrags, in kurzen, eckigen Gesticulationen des heutigen Franzosenthums, das ist für mich eine blanke Caricatur Racine's, und bei dem nie ausbleibenden Applause möchte ich pfeifen. Und doch habe ich als Fremder gar keinen Anspruch auf richtiges Urtheil, und muß mich wie oben bei den Malern bescheiden, in einem fremden Kirchspiele zu sein.

In dieser groben Art eines innerlich trockenen Declamators sündigt nun die Rachel nicht. Der durchscheinende Gedanke adelt Alles an ihr. Sie beleidigt nicht. Sie sündigt feiner; sie sucht Effecte in der geistigen Ueberraschung. Sie sucht zu verblüffen, wenn ich das alltägliche, aber vollständig bezeichnende Wort brauchen darf. Dies nennt man hier Imponiren, wenn sie aus einem unschuldigen Haufen von Versen plötzlich einen Dolch herausfindet und einen Augenblick lang schimmern läßt. Uebrigens hat sie wirklich einen starken Geist und ein starkes Talent für den Ausdruck desselben. Aber Geist und Talent sind eng. Wenn sie manierirt wird oder schon geworden ist, so mag die Eigenschaft ihres Geistes Schuld haben, und diese französischen Tragödien haben gewiß nicht minder Schuld. Sie sind diejenige dürre Abstraction der Franzosen, welche das Ausland unserm Norden so freigebig und richtig vorwirft in unsern Bildungen. Die Charaktere haben keinen Körper, und die Handlung hat keinen Körper. Das paßt allerdings für eine Jüdin ganz besonders. Von Anbeginn ist das jüdische Wesen ein abstractes, ein nur gedankenhaftes, von Anbeginn ist es feindlich dem Bilde selbst, und dem plastischen Ausdrucke ganz und gar. Feindlich aus geheimnißvollem Gefühle der Unfähigkeit. Der Baalsdienst, welcher den Gott verkörperte, war dem hebräischen Instincte zuwider. Das traurige, trockene Land Kanaan hat die Fülle und die Schönheit der Form weniger gebären können, als die Unermüdlichkeit, die wunderbare Ausdauer, die Kraft des Gedankens. Welch ein Reichthum der Einzelnheit in dem alten Testament, und zugleich welch eine Formlosigkeit! Und in dem alten Testament war das Volk

jung und schöpferisch. Folgt ihm in den Talmud, in dies Labyrinth des zersplitterten Gedankens. Bildende Kunst zersplittert eben den Gedanken nicht, sondern verdichtet ihn. Folgt dieser Unzahl großer Fähigkeiten und Talente, welche dem jüdischen Volk beschert worden sind zum Ersatze fürs Vaterland: ein plastisches, ein im speciellen Sinn des Worts schönes ist nicht darunter; vielleicht zum Theil darum nicht, weil ihnen das Vaterland, dieser irdische Kitt für geistige Schöpfung, verloren gegangen ist. Combinationen mögen sie auch in den Künsten mit großem Erfolge zu Wege bringen, denn sie sind außerordentlich begabt, aber wirklich schaffen, neue Formen schaffen, Bildungen verkörpern zu einem Leben in Leib und Seele — das können sie nicht *). Die Rachel hat also nicht passenderes erwählen können für ihre Naturanlage, als die französische Tragödie. Wäre diese einen Grad mannichfaltiger und voller, so würde man den Mangel dieser Künstlerin deutlicher sehen. Am Schluß der „Hermione" lag dieser Fehler offen vor mir da. Hier hat Racine eine Forderung gestellt, welche nicht aus bloßer Logik zu veranschaulichen ist, sondern aus dem vollen Wesen eines Weibes, eines inkonsequenten Geschöpfes, hervorspringen muß. Sie hat den Mord des Pyrrhus vorbereitet, sie hat ihn befohlen, und als er geschehen ist, verabscheut sie ihn und den Mörder Orest, weil sie eigentlich den Pyrrhus liebt, und sie treibt mit dieser jähen Wendung den Orest in den Wahnsinn. Das durchweg unliebenswürdige Weib

---

*) Der Redacteur der Allgemeinen Zeitung hatte hier beigesetzt: „Dasselbe gilt von den Arabern, dem bedeutendsten semitischen Volke."

hat sich in dem gleichmäßigen Striche verständlich dargestellt im Spiel der Rachel bis daher, hier aber ist psychologisch nichts vorbereitet, und die kühne Wendung Racine's wird Fratze. Wo hätte auch der richtige Ausdruck herkommen sollen! Es ist nur logische Leidenschaft dargestellt worden, nicht aber ein volles Menschenthum. Wir sind immerfort gestreckten Laufes bergauf bergab, versauf versab fünf Acte lang gegangen in einer Linie, wir haben nirgends geruht, nirgends einen Schritt zur Seite gethan, die Rolle ist eine Linie, nicht aber eine Person geworden; jetzt kann die Künstlerin am Schluß nur jählings die Linie verlassen und irrthümlich erscheinen; aber sie kann nicht eine neue Seite eines unausgerechneten menschlichen Wesens zeigen.

Darum war die Rachel in der vierten Rolle, in der Athalie, am besten. Diese Königin ist einfach ein böses Weib. Was sie zu nüanciren hat, sind Nüancen desselben Tones. Hier ist es angebracht und von starker Wirkung, daß sie alle ihre Gedankenkraft anhäuft zu einer einzigen Stimmung. Sie hatte sich graues Haar aufgesetzt und das Grauen ging vor ihr her. Hätte das Theater seine Macht verstanden, in der Darstellung dieses so lange verkannten Stücks hätte es den größten Effect erreichen können. Aber während sonst in allen Theatern der Leierkasten unaufhörlich gedreht wird, hatte man hier den Gesang der Chöre, hatte man das Psalmenthum Racine's gestrichen. Ja, die Kritik Jules Janins flötete hinterher ein abgeschmacktes Bedauern, daß die Rachel ihre Jugend versteckt habe unter einer Perücke des Alters. Wie kann unter so ungeschickter Umgebung und neben einer so charakterlosen, süßlichen Kritik ein

großes Talent sich mannichfaltig entwickeln! Ein Talent von großer Energie ist Demoiselle Rachel, man mag an ihr aussetzen was man will, und sie wird bei ihren Gastrollen in Deutschland vollständige Siege erfechten. Denn ihre Vorzüge sind ihre Avantgarde: das Heer selbst abzuwarten und zu vermissen, dazu wird sie uns keine Zeit lassen und keine Gelegenheit bieten. Sie wird auch langsamer sprechen, weil man unter einer fremden Nation immer das Bedürfniß empfindet, durch langsamere Aussprache verständlicher zu werden. Die französischen Schauspieler in Berlin z. B. haben ein viel langsameres Tempo als in Paris. Der Anblick der Rachel, der Anblick einer so wohl vorbereiteten Fertigkeit wird auch günstig wirken auf unsere Schauspieler. Fertigkeit und Durchdrungensein vom Hauptgedanken der Aufgabe kann unsern suchenden Darstellern eine heilsame Ergänzung werden. Und sie bringt den elektrischen Stoff eines Stückes wie der Blitz ihn bringt, überraschend, blendend und des nachfolgenden Donners sicher.

11.

Paris, im April.

Ich habe noch einige Persönlichkeiten zu schildern, mit denen ich diesmal in nähere Berührung gekommen. Von den Notabilitäten, die ich früher kennen gelernt, habe ich nur wenige wieder aufgesucht. Und zwar grundsätzlich. Sie haben keine Zeit, oder nehmen doch kein tieferes Interesse an dem Fremden, der einmal eine Stunde mit ihnen verbracht hat. Es ist eine Höflichkeit gewesen, daß sie uns die Stunde geschenkt, daß sie uns Antheil gezeigt haben. In Wahrheit hegt der Franzose keine innerliche Aufmerksamkeit für das, was nicht französisch ist, und er hegt sie am wenigsten in Paris, wo es ihm an nahe liegendem Interesse keinen Augenblick fehlt. In der Provinz etwa und auf Reisen nur ist er nicht zerstreut neben einem Fremden. Das literarische Gespräch besonders soll man nur mit Vorsicht in Paris suchen. Die Form steht ihnen fest, das Handwerk deßgleichen, und eben deßwegen schreiben sie so unver-

gleichlich rascher als wir, den Inhalt aber geben sie im beiläufigen Gespräch nicht preis wie der deutsche Schriftsteller, welcher bei jeder Gelegenheit seine Befähigung rechtfertigen zu müssen glaubt. Sie gewähren ein paar Grundsätze derjenigen Partei, zu der sie gehören, und gerade so viel Variationen darüber, als man täglich in ihrem Journale lesen kann. Die sogenannte Causerie der Franzosen, dieses gerühmte Spiel der Unterhaltung, darf man natürlich nicht erwarten, wenn man jemand das erste oder das zweite Mal besucht.

Neue Notabilitäten haben sich in den letzten Jahren nicht entwickelt. Louis Blanc etwa ausgenommen, der oft in unserm Lesecabinet zu sehen ist, unsere deutschen Zeitungen aber nicht in Anspruch nimmt. Ein rüstiger Mann, der vielleicht zu ausführlich schreibt. Es fällt mir ein, daß mir nichts besonderes haften geblieben ist von seinen „zehn Jahren," als der durchgehende Oppositionsgedanke, weil er das Vorübergehende eben so nachdrücklich behandelt hat, wie das Wichtige. Dieser künstlerische Uebelstand, welchen Lamartine in den ersten Bänden seiner „Girondins" vortrefflich meidet, ist wohl eine Hauptursache, daß von unsern historischen Büchern so selten eins ins Volk dringt. Nicht der Inhalt und die populäre Sprache allein schaffen Popularität, sondern die künstlerische Fassung. Hohes und Schwieriges kann so gruppirt werden, daß es auch dem Mittelstande der Leser annehmbar und reizend wird. Wir Deutschen besonders geben immer zu viel; die Hälfte unserer Bücher könnte, wie die Hälfte neuer Trauerspiele, gestrichen werden vor dem Druck. Trotzdem sehe ich Blancs Revolutionsgeschichte mit Spannung entgegen. Es

wird immer wieder Neues aus dem alten Mantel geschüttelt, und Lamartine's Buch z. B. hat dessen vielfach und macht mit Recht ein vollständiges Glück. Jedermann liest es hier und jedermann lobt es. Der eine natürlich mehr, der andere minder. Es ist eine reife Frucht, deren Geschmack man nicht lieben mag, deren Vollsaftigkeit man aber eingestehen muß. Es ist ein gutes und wäre auch ein schönes Buch, wenn es — ebenfalls kürzer wäre. Weil er sich für jeden neuen Helden ganz und gar und ohne Rücksicht auf den Organismus des Ganzen interessiren will, gebiert er sich lauter Hauptpersonen und verdirbt die Gruppirung. Nun steht alles im Vordergrunde, und dadurch wird das Bild zu voll, das Buch also zu lang. Nebenher will ich erwähnen, daß er einmal von „vices infames“ unseres großen Friedrich redet, ohne etwas näheres darüber beizubringen. Wir kennen keine „vices“ am großen König, und die Unkunde deutscher Quellen hat wohl Lamartine, verleitet irgend einer alten feindseligen Klatscherei unbedachtsam Gehör zu geben. Das sorgfältige Buch von Preuß berührt und erledigt alles was vom Klatsche des vorigen Jahrhunderts übrig geblieben und der Rede oder Widerlegung werth ist. Aber selbst dieser Klatsch hat auch in seinen frechsten Zügen nichts was eine so gröbliche Bezeichnung verdiente. Es hätte also doch für die eigne Geschichte der Franzosen sein Gutes, wenn sie wirklich etwas von deutschen Büchern verständen.

Lamartine ist im Aeußeren sehr viel älter geworden. Das schmale, magere Gesicht ist noch schmaler geworden durch die tiefen Linien, welche sich in die Züge eingefurcht und die vortretende Nase noch vor-

gedrängt haben. Weiße Haare haben sich eingeschlichen. In seinem Buche gibt er die neue Nachricht, Robespierre's Vater sei englischen Ursprungs gewesen, was die puritanische Charakterzähigkeit des vielfach unfranzösischen Jakobiners natürlich erklären hilft. Ich würde ihm selbst, diesem schlankgewachsenen Lamartine mit hektischen Backenknochen und mit dem still ruhenden und doch innen glühenden Blicke eine englische Verwandschaft zuschreiben, wenn ich irgend eine Berechtigung dazu wüßte in seiner Familiengeschichte, die ihn nach dem warmen Burgund zu weisen scheint. In charakterstrenger Milde hegt er eine einsame Stellung und spricht immer gegen den Krieg, wie jener trockene Dialektiker Robespierre eine einzelne Stellung suchte in charakteristischer Härte, und troß Freund und Feind 1791 allein gegen den Krieg sich erklärte. Damals schon, 1839, als ich diesen Lamartine das erste mal sah, und er mir in seiner Aehnlichkeit mit einem protestantischen Geistlichen gar nicht gefiel und mich doch in Verwunderung setzte durch hingebendes Gespräch mit Frau von Girardin und Balzai, zwei Literaten von einer ihm grundsätzlich wildfremden Richtung, damals schon, als ich ihn zum erstenmal reden hörte, so volltönend, so schön, so überzeugt, in so strömendem Feuer, und zwar über Eisenbahnen, deren Bedeutung die Kammer nicht verstand oder nicht verstehen durfte, damals schon war ich durchdrungen davon: dieser Mann hat eine große Zukunft, und ich bin heute noch derselben Meinung. Es ist etwas Neues des Franzosenthums in ihm und etwas gründlich Neues. Was die Franzosen annehmen können von europaischem, oder richtiger von kosmopolitischem Sinne, das ist dargestellt in Lamartine, welcher

nationalfranzösisch bleibt, ohne verblendet französisch zu sein. Und das ist gründlich, weil es langsam und nach und nach entstanden ist. Es ruht auf dem schönsten Grunde, auf dem der Naivetät, welche immerdar aufzunehmen nud zu lernen bereit ist. Welch eine Entwickelung seit dieser Mann in der Kammer erschien unter der Ankündigung: es erscheine ein poetischer Legitimist, wahrscheinlich ein junger Chateaubriand, und seit er oben auf der äußersten Rechten seinen Platz einnahm! An allen wichtigen Fragen hat er sich seit der Zeit lebhaft betheiligt, hat sich unantastbar den Ruf eines unbestechlichen, grundehrlich strebenden Mannes erworben, hat sich diesen jetzt so kläglich seltenen Ruf in der Kammer Frankreichs bewahrt, und — schließt jetzt sein Urtheil über die constituirende Versammlung der Revolution dahin, daß er, der einstige Legitimist, sagt: „Die Nationalversammlung hat nicht genug gewagt gegen das Königthum! Sie schon mußte die Republik erklären; denn diese Regierungsform ist vorzuziehen, wenn es sich von völlig neuer Schöpfung eines gesellschaftlichen Lebens handelt, sowie die Monarchie vorzuziehen ist, wenn die Speculation ihre Ziele gefunden, und sich das Bedürfniß gemeldet hat, die neu gewonnenen Formen zu festigen und zu erhalten.“ Wer von selbst und ohne Falsch, und ohne innerliche Inconsequenz zu solchen den einstigen Legitimisten scheinbar vernichtenden Resultaten kommt, der ist von einer bewundernswerthen Naivetät, von einer Ehrlichkeit des Trachtens, welche das größte Vertrauen ansprechen darf.

Man wird es ihm gewähren, sobald das jetzige Regiment mit dem greisen Könige in die Gruft getragen wird. Lamartine wird ein Hauptminister der

Regentschaft sein. Er wird seinen Charakter einsetzen für ein neues Regiment; Thiers wird sein Talent zu Hülfe bringen. Glaube man ja nicht, daß dieser kleine Mann der unerschöpflichen Hülfsmittel für immerdar unmöglich sei. Für das Talent gibt es keine Unmöglichkeit; es umgeht sie, wenn es sie nicht überwinden kann; es wartet. Thiers wartet und säubert sich und häutet sich, um zu der ernsthaften, von poetisch-politischem Enthusiasmus bewegten Figur Lamartine's zu passen. Man schreibt hier zu Lande Geschichte, um den Leuten zu zeigen, daß man Geschichte machen kann.

Sogar der erste Geschichtsschreiber der Revolution, sogar Mignet, von welchem die Zeitungen so selten reden, hat seit dem Druck seines kurzen Buches nicht einen Augenblick aufgehört die Zahlung der Macht dafür in Anspruch, und seit der Juliusrevolution auch in Empfang zu nehmen. Er besitzt die Weisheit der Bescheidenheit, er weiß, daß die zweiten Stellungen die wirksamsten sind, weil sie dauern und die Verantwortung nicht in erster Linie zu zahlen haben, und er bescheidet sich damit. Wer viel wirken will, der stellt sich nicht an die Spitze; denn auf die Spitze sind alle Pfeile gerichtet. Er ist Staatsrath. Die Ministerhäupter haben wie oft um ihn gewechselt, er ist Staatsrath geblieben, er wohnt, ungestört von dem Herrenwechsel, nebenan in seiner alten Wohnung. Obwohl Junggeselle hätte doch gerade er sich familienhaft einrichten können, in seinem Staatslogis. Dies gränzt nämlich an das Ministerium des Auswärtigen und gehört doch wohl als Staatsgebäude zu jenem. Aber jenes macht Ecke und Eckstein des Boulevards, das seinige zieht sich in die stille Straße zurück, es ruht

still unter den Archiven, die seinem Schutze übergeben sind. Wenn man in den großen stillen Hof eintritt, so sieht man links und rechts Ueberschriften, welche „Karten" und ähnliches Material der Staatswissenschaft ankündigen. Auf diesen Hof herab sieht das Arbeitszimmer dieses so schön schreibenden Mannes, dieses immerwährenden Secretärs der Akademie, der berufen ist, den akademischen Notabilitäten die Grabreden so zu halten, daß die Vorzüge vergoldet, die Mängel verschleiert werden. Letztere so zu verschleiern, daß man sie doch erkennt, das ist eine Kunst, welche Mignet in hohem Grade versteht. Ich hatte ihn nie gesehen und mir ihn immer unserm Varnhagen ähnlich gedacht. Sein ruhiges, gleichmäßiges Wirken unter all dem Pariser Wechsel, seine Charakterschilderungen von harmonischer Gedrungenheit, seine fassungsvolle Anschauung des Lebens und der lebendigen Personen hatte mich immer künstlerisch, ich möchte sagen göthisch angesprochen. Zuletzt in Wien war ich mit ihm beschäftigt gewesen, wo mir Friedrich Halm die reichhaltige Charakteristik des Antonio Perez, dieses merkwürdigen Sekretärs Philipp II. gegeben hatte, damit ich eine Drama darin fände. Mehr als ein Drama ist darin, aber für das spanische Theater.

Als der Diener öffnete und mich in den hohen und weiten Arbeitssalon des Historikers eintreten ließ, erwartete ich hinter dem Schreibtische, welcher die Mitte des Zimmers einnahm, einen bejahrten Herrn in weißen Haaren aufstehen zu sehen. Es war aber ein eleganter Mann in braunem Lockenhaar. Ein feiner, klarer, schöner Kopf französischer Art. Dunkle Augen, die scharf zusehen, ein bewegliches Antlitz, das nicht leicht mehr als höfliche Eindrücke verräth, ein

feiner Mund voll weißer Zähne, welcher schalkvolle Sicherheit verräth, eine hohe Stirn, eine Farbe von gesunder Bläſſe. Die Geſtalt groß und ſtattlich, die Bewegung von wohlhabender feſter Haltung. Ich ſagte ihm, daß er mir älter vorgeſchwebt, weil ſeine Revolutionsgeſchichte ſchon ſo lange in der Welt und mir ſchon eine Gymnaſiaſtenlectüre geweſen ſei. „Ah,“ erwiederte er lächelnd, während wir uns am hohen Kamin zurecht ſetzten, „ich war ſehr jung, als ich ſie ſchrieb!“ — Die knappe, gedrungene Faſſung iſt alſo Ihr urſprüngliches Talent. — „Das muß ſie wohl, wenn ſie darin iſt. Denn das Buch iſt äußerſt raſch geſchrieben worden, geradezu dem harrenden Setzer und Drucker in die Hände. Wir brauchten damals ein ſolches Buch augenblicklich. Und ich habe,“ ſetzte er hinzu, „bei all den ſpäteren Auflagen keine weiteren als unſcheinbare ſtyliſtiſche Aenderungen angebracht.

Ich meinte mich zu erinnern, daß in ſeiner Charakteriſtik Robespierre's eine von der Thiers'ſchen Schilderung dieſes wichtigen Mannes abweichende, nicht unweſentliche Verſchiedenheit ſtattfände. Er läugnete es. „Robespierre,“ ſagte er, „war in all ſeinem Rouſſeauthum unmoraliſch; er war feig und war geizig; aber unbeſtechlich. Er vertrat das Bürgerthum, beherrſchte es aber nicht. Seine Obmacht konnte alſo nicht lange dauern.“

All dies zugebend, und die Trockenheit des Geiſtes und Herzens als hinreichenden Grund der dauerloſen Macht begreifend, iſt mir doch nie recht klar geworden, daß er mit bloß logiſcher Tugend Begeiſterung hat wecken können. Fanatismus erzeugt man wohl damit, aber nicht Begeiſterung, und letztere hat ihn offenbar

eine Zeitlang getragen. Diesen Zweifel hat mir Lamartine's Darstellung aufgeklärt. Lamartine behandelt Robespierre eben so ungünstig, wie jeder Historiker, welcher einen ganzen Menschen zu charakterisiren weiß, und nicht blos einen kargen Gedanken verherrlichen will, auf Kosten der vollen Wahrheit, aber er stellt einen wichtigen Wendepunkt in helles Licht. Dies ist die Kriegsfrage. Robespierre, ein tüchtiger Rechenmeister, sah voraus, daß der Krieg neue Fähigkeiten und Menschen emporbringen und die bisherigen Tribunen philosophischer Disciplin stürzen müsse. Er allein widersetzte sich also dem Kriegsgeschrei der Girondisten und seiner eignen Partei; er trotzte der Inpopularität, wohl wissend, daß dies nur die Inpopularität des Augenblicks sein könne, und daß ihm dieser Widerstand als Symptom tiefster Selbständigkeit und Bürgerlichkeit tausendfache Procente bringen müsse in der Meinung des Bürgerthums, wohl wissend, daß man binnen wenig Tagen die Wahrheit seines Wortes begreifen werde: der Krieg sei der ärgste Feind der Freiheit. Und so geschah es, und aus dieser Probe bürgerlichen Kernes erwuchs die bürgerliche Begeisterung für ihn. — Mignet hatte nichts dagegen einzuwenden und sprach überhaupt wohlwollend über das Lamartine'sche Buch. Natürlich so, daß hinter diesem Wohlwollen mannigfacher Tadel des Buchs unausgesprochen ruhen konnte. Aber er deutete diesen Tadel nicht einmal an, viel weniger daß er ihn ausgesprochen hätte. Die besseren Franzosen halten auch in litterarischen Fragen, so weit sie nur irgend eine Person berühren können, streng an den Gesetzen guter Lebensart, sobald nicht von einer grundsätzlichen Polemik die Rede ist. — Ich fragte ihn,

ob folgende Scene richtig sei, die mir Heine gestern erzählt, und die er von ihm selbst, von Mignet, gehört haben wolle: Der jetzige König der Franzosen sei als junger Herzog von Chartres in der Nothwendigkeit gewesen, einen Paß nachzusuchen, und deshalb einem Minister Visite zu machen. Dieser Minister sei Danton gewesen, und Danton habe ganz sentimental gesprochen. Unter andern habe er geseufzt über die schmerzliche Aufgabe solcher Schreckensherrschaft, welche sie durchführen müßten, und habe hinzugesetzt: „Dies alles thun wir für Euch — pour vous, vous — Ihr erndet die Früchte davon!" — Diese Aeußerung habe der König vor kurzem wiederholt, und es habe geklungen als ob Danton für Ludwig Philipp persönlich prophezeit habe. Ist dies richtig? — Mignet lächelte und sagte blos: „Ungefähr."

Natürlich fragte auch er nach Preußen, und als ein Mann von Fach erwähnte er als letzte Geschichte der alten Zeit die jüngste Geschichte mit der berliner Akademie. Diese traurige Begebenheit hat als Symptom überall einen gleich üblen Eindruck gemacht, und an den verschiedensten Orten habe ich hören müssen: „Es war für Euch die höchste Zeit, daß eine allgemeine Aenderung eintrat. Uebrigens," setzte Mignet hinzu, „halte ich die constitutionelle Regierung nur großen Staaten angemessen." Auf dem Rheinschiffe hatte mir ein Nassauer dasselbe gesagt, indem er ausrief: „Eine Kammer voll abhängiger Beamten und abhängiger kleiner Leute ist fast noch weniger werth, als ein absolutes Regiment!" „Ja wohl," sagte Mignet und verbreitete sich über den Preis des großen Friedrich, den man hier zu Land nie anders nennt als „le grand Frédéric," wie man bei uns nie anders

sagt als „der alte Fritz.“ Wir schämen uns entweder, weil uns das Lob unseres Helden wie Eigenlob klingt, oder wir sind auch hierüber nicht einig, weil wir neidisch sind, und behelfen uns mit einem vertraulichen Ausdrucke, damit doch ein wenig Herz auch da ersichtlich werde, wo wir uns nicht ganz hingeben wollen. Theilung überall!

Jeder wirklich große Historiker hat seine Zeit beschrieben. Von diesem Satze, den sich Mignet gefallen lassen konnte, kamen wir auf Thierry, der in seinem traurigen Zustande der Blindheit und Lähmung des Unterkörpers immer in entlegenen Zeiten und Formen umher tasten muß, kamen auf Thiers, welchem Mignet von Jugend auf ein treuer Freund geblieben ist, kamen auf Ranke, nach welchem sich Mignet erkundigte. Ranke's Geschichte der Päbste ist, so viel ich weiß, ins Französische übersetzt, und die unterrichteten Franzosen stellen sich, als ob er etwas schnell zu Werke gehe, erkennen ihm indessen zu, daß er Geist und Sinn für historische Form habe. Die Unsrigen werden ungläubig lächeln, wenn Franzosen Gründlichkeit der Forschung in Zweifel ziehen und rasche Folgerung bedenklich finden wollen, Franzosen, welche sich von Hülfsarbeitern die Quellen gesammelt ins Zimmer leiten lassen, damit ihnen nicht im Studium des Details Zeit und Ueberblick verloren gehe. Wir sagen gern: es geht Euch auch in dieser fabrikartigen Vorbereitung der unübersetzbare Hauch intimer Eigenthümlichkeiten verloren! Von Mignet ist dergleichen wohl nicht zu sagen. Mitten unter die Quellen gebettet, macht er seine Studien selbst und persönlich, und es ist wohl eine interessante Frage, ob er seine Geschichte der Reformation fördern und ob er sie zu

Ende bringen werde. Jenes bejahte er, dieses hofft er, und zwar hofft er etwas vollständiges zu bringen. Seine außerordentliche Thätigkeit ist allerdings durch fortwährende Betheiligung am rollenden Staatsleben gar vielfach in Anspruch genommen, da er seine Thür, seinen Sinn und seine Hand immerfort offen erhält, und die geschickteste Oekonomie mit der Zeit durchsetzen muß, um allen Anforderungen zu genügen. Diese Oekonomie hatte ihm doch gestattet, Heine's Atta Troll, der eben in der Revue erschienen war, so aufmerksam zu lesen, daß er ihn mit genauer Sachkenntniß loben konnte. „Wie sollen die Franzosen all die kleinen Eidechsen und Schlangen von deutschen Anspielungen verstehen!" hatte ich zu Heine gesagt, und Heine hatte mir erwidert: Es erräth kein Volk so gern und so geschickt, als das französische. Besonders Malicen! — Ich hörte jetzt aus Mignets Lobe, daß Heine Recht gehabt, und hörte beim Abschied mit noch lebhafterer Freude, daß er die Güte gegen einen Fremden zum Verbindlichsten steigern und mich mit Herrn Thiers bekannt machen wolle. „Ich esse Sonntags bei ihm," sagte er freundlich, „lassen Sie mich um acht Uhr herausrufen; ich werde Sie ihm dann vorstellen. Um diese Zeit nach dem Essen empfängt Thiers sehr gern Besuch, und da Ihr uns gern nachsagt, wir seien über das Ausland nicht gut unterrichtet," fügte er mit seinem sarkastischen Lächeln bei, „so können Sie ja diesen wichtigen Mann über das jetzt so interessante Preußen aufklären."

12.

Paris, im April.

Unter den Romanschreibern hat sich in den letzten Jahren kein neues Talent hervorgethan, dessen persönliche Bekanntschaft ich hätte suchen mögen. Der russische Feldzug Sue's hat alles in Schatten gestellt, und seit fünfzehn bis zwanzig Jahren hat Frankreich in der schönen Litteratur nichts Hervorragendes mehr aufwachsen sehen. Alle Notabilitäten stammen jetzt aus der Restaurationszeit und dem ersten Lustrum der Juliusepoche. Ist das jüngere Geschlecht von schwächerem Wuchse oder ist ihm nur der zupassende Frühling- und Maiwuchs noch nicht gekommen? Die glückliche Wendung hängt freilich oft an einem scheinbaren Ungefähr. Vor vier oder fünf Jahren verkündigte z. B. einer Ihrer Correspondenten den Untergang des französischen Romans, der sich in Gespräche auflöse. Diese Verkündigung war nicht ohne Fug, und doch erhoben sich wenige Wochen darauf diese Gespräche unter Sue's Feder zu solcher dramatischer Kraft, daß sie selbst in ihren Uebertreibungen Europa interessirten. Neben diesen starken Reizmitteln ist

selbst die edelste Form, der Gedankenroman George Sands in den Schatten gerathen. Diese Priesterin romantischer Speculationen öffnet ihren Tempel zu oft. Nicht zu oft für ihre Verehrer, zu denen ich selbst gehöre; denn diesen ist jede Schrift von ihr werthvoll. Aber zu oft für die Macht ihrer Bücher. Dem größten Genie ist nur ein bestimmter Kreis von Gedanken und Formen zugemessen; wenn es sich in Macht erhalten will, muß es dem Herzen und Geiste Sammlung aufnöthigen, wirkliche Sammlung, welche wenigstens darin besteht, daß man dem Talente Zeit gewährt, die eignen Erfindungen zu vergessen. Sue ist ein warnendes Beispiel mit seinen drei Romanen, welche einander auf dem Fuße folgten. Die Fußstapfen der Genialität in den Mystères wurden durch den ewigen Juden so ausgetreten im aufgeweichten Boden der Landstraße, daß Martin über die selbst gebildeten Lehmränder fallen mußte. Das Handwerk ist eine Gefahr auch für die größten Talente, und die begabteste Phantasie bleibt ein Acker, welcher Befruchtung durch Ruhe braucht.

Auf meine Nachfrage hieß es, George Sand sei schon abgereist nach dem Berry, wo ihr Landgut gelegen. Sie sei übel gestimmt gegen eine Lesewelt, welche durch den Roman nur unterhalten sein wolle, und welche den abgeschmackten Vergleich Lamartine's, der Roman sei unsere Opiumpastille, eben so abgeschmackt bestätige. Sue sei ebenfalls auf dem Lande und komme selten nach Paris. Heine wußte keine nähere Auskunft zu geben, obwohl er beide genau kennt und der Sand sogar intim befreundet ist. Intime Freundschaft schließt hier in dem großen Heerlager nicht aus, daß man sich jahrelang nicht sieht.

Die Enthaltsamkeit, welche den Schriften fehlt, kommt der Freundschaft zu gute. Nach Balzac fragte ich gar nicht mehr. Der ist schon seit zehn Jahren ohne Adresse, und man muß ihm begegnen, um ihn zu sehen. Die Adresse ist ihm abhanden gekommen, seit er das Interesse an seinen eignen Romanen verloren hat. Das Publicum hat dies auf der Stelle gefühlt und hat ihm Recht gegeben, wie großen Respect auch jedermann hegt vor seinem scharfsichtigen Geiste. Der schärfste Geist allein ist nicht im Stande, einen Roman zu machen. Balzac ist blasirt für seine eignen Erfindungen und zerstört sie dadurch, indem er sie macht. Wer keine Illusion mehr hat, erzeugt auch keine, freilich ist es auch zum Erschrecken, wenn man diese Bibliothek von Bänden zählt, welche dieser Mann in zwanzig Jahren geschrieben, und der gute Bürger würde nicht minder erschrecken, wenn er die Summen erführe, welche im Geleite dieser Bücher von diesem untersetzten, anscheinend so soliden Edelmanne in Bizarrerien und Phantastereien bis zum verhältnißmäßigen Minus verzettelt worden sind. Dabei ist Balzac's eigentliche Fruchtbarkeit keineswegs erschöpft. Er hat sich nur verwöhnt, die Körperlichkeit gering zu achten, welche jedem Kunstwerke unerläßlich. Diese Verwöhnung ist sein Unheil, und ich glaube kaum, daß man, den Fünfzigern nahe, jene Körperlichkeit, das unmittelbare Erbtheil der Jugend, noch einmal gewinnen kann. Mit nicht ungerechtem Spotte gegen die gedankenlosen Dramen rief er einst: wenn ich erst nicht mehr Phantasie genug habe, Romane zu schreiben, dann habe ich gerade genug, um Dramen zu componiren. Und doch ist ihm kein einziges gelungen. Das Drama braucht vor allem einen Körper. „Das ist

falsch!" rief Weill, „Balzacs neuester Roman ist wieder gut, und wir machen es Euch zum Vorwurf, daß Ihr der französischen Literatur nicht mehr aufmerksam folgt!" — Nicht mehr aufmerksamer als unsrer eignen; diesen Vorwurf suchen wir zu verdienen.

Eugen Sue ist ungemein höflich; einer deutschen Dame, welche der Autographengrippe, dieser ächten Frauenzimmerkrankheit, nicht entgangen, und welche so muthig gewesen ist, ihn unfrankirt um einen Brief zu ersuchen, hat er umgehend eigenhändig geantwortet, und Weill's Ansuchen um ein Rendezvous entsprach er augenblicklich mit den Worten: er sei in Paris und beeile sich, uns um zwei Uhr aufzusuchen in der Wohnung des Journalisten. Schon um Mittag war ein neues Billet von ihm da: er könne erst um halb drei kommen. Einer von uns hätte den Fremden seelenruhig eine halbe Stunde warten lassen. „Das ginge noch," entgegnete mir der Journalist, wenn Ihr nur wenigstens die Höflichkeit erlerntet, daß jeder Brief eine Antwort, wenn auch eine ablehnende, zu fordern hat. Das völlige Nichtantworten ist eine nationale deutsche Unsitte." — Gegen Journalisten sind übrigens die beliebtesten und gelesensten Autoren in Frankreich standhaft artig. „Sie sprechen alle Tage über uns," sagen sie, „warum uns ohne Noth den Leumund verderben!" — Wir denken gar nicht, daß auch ein so unabhängiger Mann wie Lamartine keine solche Artigkeit und Aufmerksamkeit unterläßt: auf dem Schreibtische des Journalisten lag das Visitenbrieflein für die Girondins, und es ist bekannt, daß Lamartine an einem und demselben Tage Auszüge aus den ersten Bänden an sämmtliche

Hauptjournale gesendet hat. Jedem Journal einen Abschnitt, welcher den leitenden Ideen des Jonrnals am nächsten entsprach. So ward an einem Tage das Buch von den verschiedenartigsten Blättern mit gleicher Wärme empfohlen; sie waren dann freilich erstaunt über die Gleichzeitigkeit und die verschiedenartige Gleichheit des Wohlwollens, aber der einleitende und befruchtende Donner für das Buch war fertig. Der französische Vater eines literarischen Kindes weiß genau, daß dies Kind nicht bloß in die Welt geschickt, sondern auch geleitet sein will. Wir dagegen setzen unsere Kinder aus wie Findelkinder mit dem guten Glauben: sie werden sich schon selbst helfen, wenn was an ihnen ist.

Es kam jemand langsam die Treppe herauf gestapft mit dem Stocke. Ist Sue durch seine wilden Romane körperlich so erschöpft worden? Nein, es war der arme Heine, welcher von dem Rendezvous unterrichtet worden war. Stöhnend blieb er in der Thür stehen und rückte Kopf und Augenlied in die Höhe, um zu sehen, wen er vorfände. „Ich wollte, ich hätt' ein schlechteres Gewissen und einen besseren Kopf!“ sagte er auf der Schwelle, und den Kaminsims suchend, auf welchen er sich zu stützen pflegt, fragte er mich: „Wo bist Du gestern Abend gewesen?“ — Bei Mistreß Sarah. — Sarah Austin, der kosmopolitischen Engländerin, die auch liebenswürdig ist? Ihr Salon wird gerühmt und man spricht davon, Guizot sei zuweilen da zu sehen.“ — Lord Normanby war wirklich da, ein riesenhafter Engländer mit gutmüthigem Antlitz und Wesen, besonders riesenhaft in den kleinen Zimmern, die von einer ganzen Schiffsladung magerer Britten, Fracht der Ueberland-

post aus Indien, angefüllt waren. — „Alfred de Vigny, Gatte einer Engländerin, pflegt auch da zu sein.“ — Ary Scheffer war da, der Faust- und Gretchen-Maler. Ich hatte gedacht er müßte deutsch aussehen, er ist aber wie ein eleganter, etwa fünfzigjähriger Franzos mit wohlgeschorenem Backenbart und der allmählich unerläßlichen weißen Halsbinde. — „Sogar Faust verliert hier sein Vaterland; dazu brauchtest Du nur die Bilder zu sehen und nicht erst den Maler.“ — Es war ein uneleganter Franzose da mit nachlässig sitzender Brille, mit ungepflegtem Barte, ohne Vernisstiefeln, sogar zu meinem Trost mit einem leichtsinnigen schwarzen Shlip. Er trug ein durchfurchtes, etwas mißmuthiges Gesicht durch die Gruppen von Engländern, bis ihm einer der magersten vorgestellt wurde, der bei dieser Gelegenheit mit unnachahmlicher Kunst die langen Beine durch einander schob und stemmte. Wenn Platz dazu gewesen wäre, so hätte ich gefürchtet, er müsse umfallen. Er erzählte dem „schwarzen Shlip“ von Cairo, dem Mecheln des Orients, wo dieser offenbar sehr bekannt war. Ohne vorgestellt zu sein, glitt ich mit in das Gespräch, und der schwarze Shlip fragte mich nach Savigny, nach Gans, dessen Tod er sehr beklagte, nach Varnhagen, nach Fräulein S., nach den états généraux de la Prusse und nach den weiteren Notablen von Berlin, wo er genau bekannt war. Auf meine Verwunderung sagte er lächelnd, er gehöre zur alten Partei des „Globe“ und habe mitwirken geholfen damals, daß man aufmerksam werde auf Deutschland. Sie werden finden, daß man dies jetzt in hohem Grade ist unter uns, setzte er hinzu. Ja wohl, erwiederte ich, und ich finde dies bedenklich für Frank-

reich. Es liegt nicht in französischer Natur, und Ihr Staat und Ihr Paris scheint mir auch etwas ins Stocken gerathen zu sein. Er stutzte und entgegnete, aber er verneinte nicht geradezu. Es war offenbar ein sehr gescheidter Mann. — „Es war Ampère?!“ — Ja. Und dazwischen hörte ich mich deutsch angeredet von einem sehr hübschen jungen Manne, der einen liebenswürdigen Ausdruck in Miene und Stimme hatte, und der, denke! ein Enkelsohn Herders war. „Ah! Ein Herder in Paris! Wie würde der heut darüber schreiben?“ — Und diesen Thurm von Babel vermittelte die Wirthin Mistreß Sarah mit sehr geschickter Objectivität. — „Das wäre mein Amt.“

Während wir lachten ging die Thür auf, und ein großer Mann mit breitkrempigem Phantasiehute erschien — Eugen Sue. Sobald er in dem traurig veränderten Aeußern unsers Poëten Heine erkannt, hatte es mit der Höflichkeit für uns vorläufig ein Ende. Er bekümmerte sich nur um ihn, der allen französischen Notabilitäten das Interessanteste ist von deutscher Litteratur, und ich hatte volle Freiheit den berühmten Romanautor zu beobachten. Da ist aber nicht viel zu beobachten: das gesellige Aeußere ist bei allen Franzosen so gleichmäßig stark, daß von persönlicher Unterscheidung nur wenig zu entdecken bleibt. Die Rinde ist überall glatt an diesen Bäumen. Gerade an Sue sollte man eine narbige und knorrige Rinde erwarten, und sie ist doch nicht verhanden. Sue ist hoch und breitschulterig gewachsen. In einem kurzen kräftigen Nacken möchte man die Energie angedeutet finden, welche all seinen Schriften eigen ist. Der Ausdruck seines Gesichts von etwas dunkler Hautfarbe ist wohlwollend, seine Augen sind sogar

entgegenkommend und freundlich. Der tiefe Ton im Teint, die kräftig gebildeten Nasenflügel, der fein geschnittene und fest geschlossene Mund mögen vielleicht dem Physiognomiker willkommen sein, welcher Anzeichen eines innerlich leidenschaftlichen Wesens auffinden will. Die weichen Bewegungen des Mannes von Welt und das wilde Organ können ihn irre machen über jene Anzeichen, wenn er sich nicht viel Uebung zutraut, hinter der Bildung das Naturell aufzufinden, und unter der untadelhaft eleganten Kleidung einen behaarten Arm, eine behaarte Brust zu sehen. Das kurz gehaltene Haar fängt an zu ergrauen, aber es bleibt dies Merkmal des Alters ohne Bedeutung bei der Kräftigkeit des Ausdrucks und der Haltung, welche einen Vierziger von nerviger Reife darstellt.

Das Gespräch wandte sich zufällig auf kritische Zergliederung französischer Notabilitäten in der Litteratur. Zufällig? Ach nein, es waren vier deutsche Schriftsteller zugegen. Die Kritik nicht nur, das Kritisiren ist uns zur andern Natur geworden. Wir haben Alle wenig Erziehung, oder haben uns grundsätzlich angewöhnt, sie zu verläugnen. Wir sind wie Schweißhunde, welche am eifrigsten werden, wenn Blutstropfen, also Symptomen einer Wunde, nachzuspüren ist. Die Race bringt es mit sich, daß dabei kräftig gebellt werde. Den Tadel zu finden und vollständig auszusprechen stets und überall, das ist uns ein Hauptberuf. Wir nennen dies Drang nach Wahrheit, damit wir uns loben können. Der Franzose unterwirft sich viel vollständiger seiner Erziehung. Mit viel Anlage für Formen vergißt er auch nur im Nothfalle das System oder Schema von Formen, welches Erziehung heißt. Auch alle literarischen Fragen be-

spricht er zunächst mit voller Rücksicht auf geselliges Gesetz. Vielleicht deßhalb hat die französische Litteratur nicht den zehnten Theil der Kritiker von Profession, welche unser Lager anfüllen und welche ihre Existenz nur in Urtheilssprüchen über andere suchen. Für das Urtheil, besonders für das abfällige, meinen die Franzosen, sorge schon das Publicum; aber das Publikum, sorge nicht dafür, daß hervorgebracht und geschaffen werde. So war es nicht möglich Eugen Sue durch all unsere Herausforderungen zu einem harten Worte über Hugo, Dumas, Balzac oder sonst einen seiner Collegen zu treiben. Wenn er dem Tadel nicht widersprach, so stellte er der getadelten Eigenschaft sogleich eine lobenswerthe gegenüber. Wer möchte läugnen, daß dies mindestens liebenswürdig ist! Eine andere Abweichung von unserm litterarischen Style zeigte sich darin, daß er meinen leisen Angriff auf seine Tendenzschriftstellerei nicht verstand. Warum er bei so großem Talent nur für vorgefaßte bürgerliche Zwecke Romane componire, während ihn seine Fähigkeit zu freier und deßhalb größerer Erfindung ausrüste? Warum er der allgemeineren Wirkung halber grobe Verhältnisse und Gegensätze vorziehe, während er im Feineren und Edleren Größeres erreichen könne? — das alles war ihm unklar oder unwichtig. Die Geschmacksfrage, ob man praktische Tendenzen nicht zu suchen habe in schöner Kunst, ist ihm eine Spitzfindigkeit, und die Frage, ob er nicht das größte Publikum suchen solle, ist ihm wahrscheinlich eine Abgeschmacktheit. Er will so stark als möglich wirken. Schön zu wirken mag ihm untergeordnet scheinen. Principien für das Detail der Form sind den Franzosen äußerst wichtig und stets gegenwärtig, Princi-

pien allgemeinerer Aesthetik sind ihnen keineswegs so wichtig wie uns. Dem Bedürfniß des Augenblicks, dem Leben überhaupt geben sie sich hin, unbekümmert um Theorien, und jedes Wirksame ergreifen sie unbesehen. Sie experimentiren mit der That, nicht mit dem Lehrsatze, und sehen lächelnd zu, wenn man einer großen Wirkung dann nachsagt, sie sei mit unrichtigen Mitteln zuwegegebracht.

Die ungenügende Wirkung des Martin wird indessen von Sue nicht mit Lächeln betrachtet. Sie ist auch in Frankreich eine ungenügende, und Sue will jetzt eine Zeit lang pausiren. Indessen bejahte er doch, daß er die „sieben Todsünden," mit deren Uebersetzung unsere biedern Buchschacherer schon Geschäfte gemacht, als Romanthema vorhabe. Die Angriffe auf Sue sind besonders von der conservativen Richtung in der Revue nouvelle zu einer Heftigkeit gelangt, wie sie eigentlich in französischer Kritik unerhört ist. Kein geringeres Wort, als das Wort „infam" spielt die Hauptrolle. Auf meine erstaunte Nachfrage erwiederte man mir, diese Uebertreibung in der Kritik, welche den Roman selbst noch überbiete, rühre von keinem Franzosen her, sondern von einem Belgier. Slaven und Belgier bilden eine ganz zahlreiche Vorpostenkette in der jetzigen französischen Journalistik, und diese Vorposten übertreiben am Dreistesten. So erzählt eben in der Revue indépendante ein Slave den Franzosen noch nachträglich das längst beseitigte Mährchen von Halms Dramen, an welchen der Benedictiner Enk geholfen haben sollte. Es ist keine Abgeschmacktheit groß genug, um nicht bei Klätschern und bei Widersachern einer eigenthümlichen Litteratur Glauben oder wenigstens plappernde Nachrede zu finden.

Als wir uns von Sue trennten, kam noch in Rede, ob er nicht auch einmal die französische Revolution schildern solle. Seine ungemeine Kraft der Schilderung, seine Gewalt psychologischen Blicks und Ausdrucks, dieser Kernpunkt, welcher die Mystères über Europa verbreitet hat, müßte ja in den Männern und Scenen der Revolution ein außerordentliches Material finden. Mirabeau, Danton und Marat in absteigender Linie des Werthes und in aufsteigender Linie des sinnlichen Geistes würden in Sue'scher Zeichnung und Färbung frappante Gruppen geben auf dem Tumulte von Volksleidenschaften, deren Sue so vorzugsweise mächtig ist. Er lehnte die Zumuthung so höflich ab, indem er Mignet, Thiers, Lamartine, Michelet und Blanc herzählte, daß ich überzeugt wurde, er habe sich schon längst etwas ähnliches vorgenommen.

Warum hast Du nicht schon lange dies Thema erwählt zu organischen Skizzen?! sagte ich auf dem Heimwege zu Heine, mit welchem ich nach dem Louvre zuwandelte. — „Warum nicht?! Das Leben ist so kurz, wenn man zu seinem Vergnügen leben will! Wie oft hab' ich daran gedacht, wie viel hab ich davon zerstreut! Und jetzt kann ich nicht einmal zu Ende bringen, was ich angefangen und was uns noch näher liegt, memoirenhafte Skizzen unseres eignen Lebens, die künstliche Revolution deutscher Romantik und die praktische, welche wir seit dreißig Jahren durchmachen. Du wirst noch mit Detmold Mühe genug haben, die vorhandenen Blätter zu redigiren. Wenn ich nur wenigstens noch lesen könnte! Sie schlagen mir aus Deutschland die Wassercur vor! Sie beleidigen mich noch am Rande des Grabes. Als ob ich

zwischen solch einer deutschen Cur und einem Tode ohne Umstände schwanken könnte in der Wahl! Nicht einmal den Lamartine kann ich lesen, den ich mit gesunden Augen wahrscheinlich nicht gelesen hätte!" — Du fändest manches Poëtische! Wir wissen doch schon lange, daß ein Rouget de Lisle die Marseillaise gedichtet und componirt hat. Diese Notiz führt Lamartine aus, daß sie sich jetzt wie ein deutscher Roman ausnimmt. Aus dem Juragebirge ist de Lisle gebürtig gewesen, und zu Straßburg mitten unter Deutschen hat er die Revolutionshymne geschaffen im Winter 1792. Deutsche Mädchen, die Töchter des Maire's Dietrich, haben ihn durch theilnehmende Begeisterung zu solchem Ausbruche getrieben. Die letzte Flasche Wein — es hat Hungersnoth damals geherrscht in Straßburg — hat der alte Dietrich mit dem Jünglinge aus dem Jura getheilt, und der Hauch dieses Weines hat in kalter Winternacht dem jungen de Lisle die Hymne eingegeben. Worte und Musik haben sich wie im Tanze gleichzeitig zusammengefunden vor dem kleinen Clavier, und wie alles, was lebendig wirken soll, ist das Lied gleich als gesungenes Lied entstanden um — wieder in die Lüfte zu verschwinden. Scheinbar wenigstens. De Lisle ist mit dem Kopfe auf dem Clavier eingeschlafen ohne ein Wort, ohne eine Note aufgeschrieben zu haben. Als er aber des Morgens im kalten Stübchen erwacht und sich besinnt, erkennt er die Hymne noch, die nicht von dannen geflogen ist: er schreibt sie auf und eilt mit dem Papier zu Dietrichs. Die Mädchen schlafen noch; sie werden geweckt um die Begleitung zu spielen. Am frühen Morgen wird dies furchtbare Lied zum erstenmal in der deutschen Familie gesungen, und

wirkt dergestalt, daß Vater und Mutter und Töchter schluchzend dem jungen Manne um den Hals fallen; die Revolutionshymne ist gefunden! Daher diese deutsche Melancholie in der zweiten Hälfte des Liedes, daher diese Sympathie, welche es, abgesehen von allem politischen Wunsche, auch in Deutschland gefunden hat. Eine wunderbare Allianz der sonst so getrennten Landsmannschaften! Und wie redlich haben die Schöpfer ihr Werk zahlen müssen! Man hat es gesungen, als Dietrich zur Guillotine geführt worden ist, man hat es gesungen unter den Fenstern von de Lisle's elterlichem Hause, und die Mutter, eine fromme Royalistin, hat ihm mit zitternder Hand geschrieben: Was ist das für ein schrecklicher Gesang, welchen die Räuberhorden singen und bei welchem sie deinen Namen nennen, Unglücklicher, Deinen Namen!? — Man hat sie gesungen hinter ihm her, als er selbst des Royalismus angeklagt, vor den Jacobinern flüchtete in die Alpen hinauf, sein eigner Gesang ist ihm ein Schreckenssignal geworden, daß die Würgengel auf seinen Fersen seien. Das ist die Marseillaise! hat sein Führer trocken bemerkt. Von Stadt zu Stadt war die Hymne durch Frankreich geflogen und in Marseille wurde sie zuerst stehender Clubbgesang, von hier aus wurde sie durch die bekannten Marseiller Truppen, welche mit Barbaroux nach Paris zogen, auf dem Lande verbreitet; denn sie sangen dieselbe überall auf dem Marsche, und so kam sie als Kriegsgesang der Marseiller über Frankreich und erhielt den Namen Marseillaise. Sie ist aber nach diesen Daten zur guten Hälfte deutschen Ursprungs.

„Dieser Weg historischer Ableitung kann von Polizei wegen nicht erlaubt werden — was steht in

dem Billet?" Es war ein Billet von Mignet, welches wir daheim vorfanden, und welches die Nachricht enthielt, daß Herr Thiers die Anmeldung meines Besuchs nach dem Diner mit einer Einladung zum Diner erwiedert habe. Man konnte nicht liebenswürdiger sein. — Aber was kann ich, ein bloßer deutscher Schriftsteller, dem Manne Interessantes sagen, um meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen? — „Du wirst hören, das ist ihm noch interessanter!"

13.

Paris, im April.

Um gut zu hören muß man auch passend zu sprechen wissen. Ich fragte also Heine, welche Liebhabereien Thiers hege. „Er liebt die bildenden Künste, besonders die Malerei. Frag' ihn nach seinem Aufenthalt in Italien, und er wird Dir mit Hingebung von den Werken der großen Meister erzählen, wenn Du so bescheiden bist aus einem Staatsmanne nur die Geheimnisse des Hrn. von Rumohr hervorlocken zu wollen. Uebrigens ist er geizig nach Ehre und Macht, wie jeder Mann von Kraft. Daran halte Dich. Eine solche Passion schließt immer die andern aus. Es giebt also nichts einfältigeres, als von seiner Geldsucht oder dergleichen zu reden, wie der herkömmliche Klatsch gethan hat. Wer herrschen will, befaßt sich nicht mit Plunder." — Du sprichst ja wie ein Buch! — „Das thut man immer, wenn man keins mehr schreiben kann."

Vom Boulevard nach der Montmartreseite aufwärts liegt hinter der Kirche Notre Dame de Lorette ein kleiner Platz, der St. Georgenplatz genannt. An

der linken Seite desselben steht mitten in Gartenanlagen ein einfaches Haus von mäßiger Größe und geringer Höhe. Dies gehört Thiers oder, ich weiß es nicht genau, seinem Schwiegervater Hrn. Dôsne aus Lille, und hier wohnt der einstige Minister. Einstig sieht ja rückwärts und vorwärts. Die saubere Citadine, ein einspänniger Miethwagen, in welchem mich Hr. Mignet mitgenommen und in welchem er mich ganz artig und ganz voll französischer Tiks examinirt hatte über deutsche Beurtheilung französischer Größen, hielt unter einem bedeckten Vorbau, und wir gelangten nach wenigen Schritten durch ein Vorzimmer ebenen Fußes in eine offene Reihe von Gesellschaftszimmern. Das Erdgeschoß des Hauses, viel größer als man von der Straße aus erwartet, scheint ganz und gar dem Salonleben bestimmt zu sein und macht in reichlicher und geschmackvoller Ausstattung großer Räume einen sehr angenehmen Eindruck. Wir waren die ersten Gäste und konnten am lodernden Kaminfeuer eines großen Salons unsere Gespräche aus der Citadine ungestört fortsetzen, bis ein krausköpfiger Herr erschien, der mit ziemlich verdrießlicher Miene neben uns Platz nahm. Es schien ihn nicht leicht etwas anderes als das Parteispiel in der Kammer zu interessiren. Hr. Duvergier de Hauranne war's, meines Wissens ein Gascogner und Nachkomme des berühmten Jansenisten. Ganz im Gegensatz zeigte der zunächst Ankommende, ein älterer Herr mit grauen Haaren, lebhaften, sogar inneren Antheil an allem Möglichen. Dieser neue Ankömmling war ganz so altmodisch gekleidet wie ein Gelehrter, der keine Zeit hat, nach dem Modewechsel zu fragen, sondern Frack und Weste und Pantalon für eine Dauer von wenigstens

fünf Jahren anschafft, und sämmtliche Kleidungsstücke so lange trägt, bis ein Diener oder ein guter Freund sagt: jetzt sind positiv einmal neue nöthig. Unter der alten Busenkrause schlug aber offenbar ein junges Herz; die blauen Augen in einem röthlichen Angesichte hatten etwas Frisches und Treues, und das ganze Wesen etwas Braves. Schnell und deutlich sprechend, entschiedene Bewegungen machend mit den etwas mageren, langen Gliedmaßen, verrieth er in Allem einen liebenswürdigen, fast leidenschaftlichen Eifer für Ideales, und erquickte dadurch, weil hinter all seinen Wendungen eine ausgebreitete Kenntniß sichtbar wurde, und zwar eine Kenntniß, welche ihrer Sache, soweit diese Sache bloße Wissenschaft, ganz sicher ist. Es war Cousin. Er hatte für mich durchweg etwas Deutsches, etwas von einem wohlwollenden Professor einer deutschen Universität. Eifrigst fragte er denn auch nach lauter gelehrten Leuten in Berlin, wo er bekanntlich längere Zeit gewesen ist. Ehe sich aber dies Gespräch der Reminiscenzen entwickeln konnte, erschien Madame Dôsne, die Schwiegermutter des Hrn. Thiers, und nahm unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Es scheint eine Frau von Bedeutung zu sein, und man sagt wohl auch, daß sie an der politischen Laufbahn ihres Schwiegersohns starken Antheil nehme und dessen beweglichen, dem Künstlerthum vielfach zugeneigten Sinn gern immer wieder auf politische Ziele richte. Ihre Ansprache war für mich sehr wohlthuend in derjenigen Einfachheit und Klugheit, welche einen Fremden beim Gespräch betheiligt, ohne ihn zu verpflichten. Will und kann der Fremde sich lebhafter anschließen, so ist ihm dies hinreichend erleichtert, will er nicht, so werden ihm auch für sein

Ausweichen alle die Auskunftsmittel geboten, welche einer inhaltsvollen geselligen Bildung zu Gebote stehen. — Als Madame Thiers, eine fast schön und sehr interessant aussehende junge Frau, eintrat mit ihrer jüngeren Schwester, gab mir Madame Dôsne ihren Arm und wir gingen in den anstoßenden Eßsaal zu Tische. „Mr. Thiers pflegt immer erst zu kommen, wenn wir bei der Suppe sind," sagte sie mir, indem sie auf den links neben mir leer bleibenden Sessel deutete. Ich erkundigte mich nach seiner Tagesordnung. Er steht ziemlich früh auf und arbeitet in einem Zuge bis Mittag. Dann frühstückt er und liest Journale und geht aus. Zur Zeit der Kammersession auf Umwegen in die Kammer. Ermüdet kehrt er gegen Abend heim und schlummert ein Stündchen vor dem Diner. Nach demselben gehört er einige Stunden seiner Familie, seinen Freunden und den Besuchen, welche nach acht Uhr willkommen sind.

Ich wollte eben um Auskunft bitten, wer ein junger, schwarz gekleideter Tischgenosse sei, welcher unbemerkt von mir als man zur Tafel gegangen, angekommen sein mußte und zwischen den jungen Damen uns gegenüber Platz genommen hatte, da entstand hinter mir unter den aufwartenden Dienern eine Bewegung, und aus einer Seitenthür des Saales erschien Hr. Thiers. Ein kleiner Mann, sauber und unscheinbar gekleidet, kam er raschen, leichten Schrittes zur Tafel, grüßte schnell, kurz, herzlich, machte eben so schnell, kurz und in den wohlwollendsten Ausdrücken meine Bekanntschaft ab, und nachdem er durch eine Frage an seine politischen Freunde ein allgemeines Gespräch veranlaßt hatte, widmete er sich schweigend und hörend seiner Mahlzeit.

Das kurzgeschorene Haar auf seinem runden Kopfe ist bereits ganz grau, das Gesicht selbst aber und die leichte Beweglichkeit des kleinen Körpers sind frisch und jugendlich. Die verständigen Augen haben etwas ganz und gar Gutmüthiges. Gutmüthig, poetisch gutmüthig ist überhaupt seine Ansprache und sein Wesen. Nicht ausschließende Dogmen, sondern Freiheit der Bewegung, Geschicklichkeit der Combination und Gruppirung bilden seine Politik. Das meint man der äußern Erscheinung schon absehen zu können. Eine Künstlernatur meint man vor sich zu haben, deren Stoff politische Fäden, Provinzen, Länder und Völker; poetischen Leichtsinn meint man zu wittern, und die Annäherung ist dadurch eben so sehr erleichtert, wie das entscheidende Urtheil über solch einen aalglatten Staatsmann erschwert, wie die Gefahr erhöht wird. Die Gefahr der Untreue im weitesten Sinne dieses Wortes Untreue. Die liebenswürdigsten Weiber sind ja bekanntlich die gefährlichsten Ehefrauen. — Wenn Thiers die Brille nicht trägt, so hat er Aehnlichkeit mit einem deutschen Staatsmanne, mit dem sächsischen Minister v. Könneritz, und zwar ist es eine Aehnlichkeit, die nur die Umrisse des Kopfes und das anmuthige Verstandesspiel der Mienen für sich hat, in allem aber, was Principielles und Nationales betrifft, fortwährend entweicht, ohne doch zu verschwinden. Diese Aehnlichkeit hat mich anfangs ganz irre gemacht, eben weil man bei ähnlichen äußeren Voraussetzungen eine ähnliche Innerlichkeit erwartet und nicht eher einen Haltpunkt findet, bis man den Differenzpunkt entdeckt hat, ich möchte sagen die Wasserscheide. Der deutsche Minister hat ein edleres vornehmeres Ansehen, und sein schöner Verstand hat sich eine engere

Haltung erworben durch juristische Berufswissenschaft, durch eine blos defensive, conservative Aufgabe, durch das Augenmerk auf einen kleinen, zwischen große Reiche eingeengten Staat. Unter solchen Umständen wird derselbe Verstand etwas ganz Anderes als bei einem Franzosen, welcher seinen Geisteskräften den Zügel schießen läßt für alle ersinnliche Speculation, und welcher die Beschränkung nur jeweilig sucht, um seine Verstandespassionen in leidliches Gleichgewicht zu setzen mit dem sogenannten politischen Charakter. Letzteren braucht man ja doch, so sagt lächelnd auch der Leichtsinn, um eine Einheit zu gewinnen für sich selbst und für die Zuschauer. Ohne Einheit keine Wirkung!

Die erste Frage nach der Suppe galt natürlich wieder Preußen. „Was wird werden aus dieser constitutionellen Wendung? Was sagen Sie?" so fragten alle. Das kann kein Mensch wissen, erwiderte ich einfältig genug. „Sehr richtig!" sagte rasch Thiers, „wir haben die Sicherheit der Voraussetzungen oft genug und schwer genug gebüßt; es wird viel, sehr viel von Ihrem König abhängen, der ein interessanter und schwer zu berechnender Herr ist, und es wird Alles davon abhängen, ob ihre Nation nicht nur entschlossene, sondern auch talentvolle Führer findet in der Kammer. Hat Ihr König etwas vom großen Friedrich, so wird er nichts halb thun. Denn wer in der Politik halbe Maßregeln ergreift, säet Mißtrauen und erndtet Undank, verliert die alten Freunde und gewinnt keinen einzigen neuen. Hat Ihr König etwas vom großen Friedrich, so sieht er seinem improvisirten Parlamente ein Vierteljahr aufmerksam und still zu, und studirt und prüft, was wirkliche Seele des Zeitgeistes ist. Er kennt sie bis jetzt kaum, er

kann sie nicht kennen; denn Ihr habt bis jetzt noch keine unverdächtigen Organe gehabt für die Meinung Eurer Nation, und es heißt Außerordentliches verlangen, wenn man dem unumschränkten, in abgeschlossenem Kreise lebenden Fürsten abfordern will, daß er die constitutionellen und liberalen Verlangnisse ohne Mißtrauen hören und annehmen soll. Findet also Ihr Parlament nicht zahlreiche Mitglieder, welche den Liberalismus tüchtig vertreten, dann ist für die nächste Zukunft nichts Absonderliches zu erwarten von der preußischen Verfassung, die in unsern Augen allerdings eine halbe Maßregel, denn alsdann findet Ihr König nicht hinreichenden Anlaß, sie in eine ganze Maßregel zu verwandeln, und dadurch wahrhaftiges Haupt von Deutschland zu werden. Findet Ihr Parlament aber solche Mitglieder zahlreich und tüchtig, dann wird Ihr König, der offenbar ein sehr geistvoller, dem wahren Bedürfniß zustrebender Herr ist, Manns genug sein, diese Leute und das wahre Bedürfniß zu erkennen, und dann wird die Frage entscheidend: ob er etwas vom großen Friedrich hat? Hat er dies, dann hat er auch den Muth ganzer Maßregeln, dann hat er auch die Kraft, seinen ersten prüfenden Schritt für nichts weiter als einen prüfenden Schritt auszugeben, und von jenen Männern die Begabtesten unverweilt um seinen Thron zu stellen, mit der Aufgabe: richtet und schlichtet die Formen (definissez et encadrez), wie das wahre Bedürfniß sie erheischt. Und dann ist nicht nur die Physiognomie, sondern das Wesen des europäischen Körpers verändert, und Frankreich hat auf neuer Basis seine Stellung zum Auslande zu ändern."

Allgemeine Zustimmung der französischen Tafelrunde folgte dieser Rede; nur der junge Mann im schwarzen Anzuge schüttelte den Kopf. „Ich kenne Deutschland,“ sagte er halblaut, „und ich prophezeie: so wird es nicht. Ein so gerades logisches Handeln ist den Herren dort zu einfach. Sie sind in sogenannter Romantik aufgewachsen und können nirgends ganz aus ihr heraus. Der König namentlich verlangt und braucht Beifall.“ — „Desto besser!“ unterbrachen fast einstimmig Mignet und Cousin den jungen Schwarzen, „desto besser!“ setzte Thiers hinzu, „Könige, welche Beifall brauchen, sind die besten Könige! Verwundert hat es uns übrigens,“ sagte er weiter, indem er sich zu mir wendete, „einen Brief Ihres Königs gestern in den Journalen zu finden, welcher an Jules Janin gerichtet ist. Verkehrt er so wohlwollend mit den Poeten in Deutschland?“ — „„Für ein unselbständiges Buch,““ rief schon wieder der Schwarze, „„für eine manierirte Bearbeitung der Clarisse Harlowe, und an Jules Janin! Kennen Sie Janin? Wissen Sie, was wir einen polisson nennen?““ — Das scheint mir ziemlich gleichgültig zu sein, entgegnete ich, und ich bin erstaunt, daß die höflichste Nation eine Höflichkeit so auffallend findet, welche einem der Ihrigen erwiesen wird. Der namhafte französische Autor sendet mit einigem Geräusch ein Buch direct an unsern König, und erhält dafür eine, wie mir scheint, ziemlich vorsichtig abgewogene Antwort. — „Das ist richtig!“ schaltete Thiers ein. — Wenn dieser Autor solch eine höfliche Antwort in die Journale setzen zu dürfen meint, fuhr ich fort, so ist dies meines Erachtens nur charakteristisch für ihn. — „Ganz richtig,“ wiederholte Thiers, „aber ich wiederhole

meine Frage: ob Ihr König in solcher aufmerksamen und wohlwollenden Weise mit den deutschen Poeten verkehrt? Wir wissen nichts davon, und es schiene mir solcher Verkehr interessant und preiswürdig." — „„Mit den alten Romantikern nur!"" rief wiederum vorlaut der junge Schwarze dazwischen. Ich konnte ihm entgegnen, daß man in gutem Liberalismus am wenigsten für Geschmackssachen zudringliche Forderungen mache, und daß der jetzige König von Preußen seine Theilnahme auch für poetische Richtungen der jüngeren Welt thatsächlich dargethan, für Richtungen, an denen ihm nicht einmal der Inhalt, sondern nur das Talent des Ausdrucks willkommen gewesen. Wenn er damit wenig Freude erlebt, so sei dies doch wahrlich nicht Schuld seines guten Willens. Es ist Schuld der Verhältnisse, setzte ich hinzu, und dies wird immer so sein, wenn der Fürst erst im vorgerückten Alter den Thron besteigt, und seine poetischen Sympathien, bei Jedermann Blüthen der Jugend, in einer verschwundenen Zeit wurzeln. Man hat in solchem Falle wohl nur doppelt dankbar zu sein, wenn sich der Fürst quasi von Amtswegen Aufmerksamkeit auferlegt für einen poetischen Geist, welcher ihn fremd anmuthet.

Das Gespräch wendete sich nun auf die allgemeine Frage, ob überhaupt und bis zu welchem Grade der Monarch persönlich das Schriftstellerthum fördern solle. Das erfindende nämlich, das producirende Schriftstellerthum, denn das journalistische hat längst seinen abgewogenen Antheil an den Parteiungen des Staats. Ludwig XIV. ward erwähnt — das Beiwort „le grand" ist bei der jetzigen Generation nicht mehr Mode — Napoleon ward in Rede gezogen. Thiers natürlich, der täglich an der Lebensgeschichte des Kaisers schreibt,

hat jetzt eine unerschöpfliche Menge kleiner Züge in Händen. Bei jeder Gelegenheit streut er deren aus, und weil es die Zeit und das Verhältniß eben mit sich bringt, das heißt, weil Thiers so eben wieder ganz und gar der Opposition und dem Liberalismus angehört, so athmen diese Züge sämmtlich einen innerlich liberalen, ja demokratischen Bonaparte. Es hört sich auch wirklich sehr gut an, daß Napoleon nur hie und da durch den Widerstand Europa's verdorben, und daß er auf der entgegengesetzten Seite nur durch seine despotische Macht verführt worden sei, die Litteratur nicht so zu fördern, wie er sie eigentlich fördern gewollt. Der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht! Diese Worte unseres Bürger murmelten mir unaufhörlich um die Ohren, während Thiers auseinandersetzte, welchen großen Styls Napoleon eigentlich fähig gewesen wäre mit den Poeten. „Wenn Corneille jetzt lebte, ich machte ihn zum Herzoge!“ Wer kennt es nicht, dies berühmte Wort! Wer bezweifelt überhaupt, daß die Fähigkeit so großen Styls in Napoleons Seele geruht habe. Aber die Unbefangenheit und Unparteilichkeit wird dem Fürsten selten erleichtert durch politische Epochen, und wenn dies einmal eintritt, wie unter der Prachtruhe Ludwigs XIV., so muß der Fürst immer noch ein unbefangenes und unparteiliches Naturell haben. Darüber war die Gesellschaft übrigens einig — sie bestand ja aus Franzosen! — daß für den Fürsten oder den Staat die Förderung litterarischer Talente sorgfältig organisirt sein müsse, sorgfältiger als jetzt selbst in Frankreich der Fall, wo doch von Staatswegen unvergleichlich viel mehr geschieht, als bei uns. Man erkundigte sich nach unsern

Verhältnissen, und fragte besonders nach dem eigenthümlichen Institute der zahlreichen Hoftheater. Das Thema ging aber verloren, weil eine einzelne Notiz mit solchem Halloh aufgenommen wurde, daß nichts Weiteres mehr aufkommen konnte. Diese Notiz betraf das Verbot: die Ahnherren regierender Häuser auf die Bühne zu bringen. Es entstand eine Pause, nachdem ich diese Notiz ausgesprochen, Jedermann suchte sich logisch darüber zurechtzufinden. Keinem schien es zu gelingen, und nun stürzten Ausrufe und Bemerkungen gleichzeitig von allen Seiten wie Sturzwellen auf mich los. „Aber das klingt ja republikanisch!" rief der Eine; „ „das erinnert an eine Maßregel des Convents!" " rief der Andere; „das bricht mit der Geschichte, das depopularisirt die Dynastien!" rief der Dritte, und so ging es eine Minute lang. „Wissen Sie," schloß endlich Thiers, „daß dies eine Notiz ist, welche in die hohe Politik gehört, eine sehr lehrreiche und wichtige Notiz?! Und man spricht von patriarchalischem Verhältnisse bei Ihnen?!" — Das thut man auch vielfach noch mit Recht! entgegnete ich. „Aber mein Herr," entgegnete er rasch, „solch ein Verbot ist ein Gegensatz vom Patriarchenthum, es streicht die herrschenden Familien aus der feierlichsten und populärsten Theilnahme der Nation, es entwöhnt das Publicum von einem Mittelpunkt, den man sonst mit aller ersinnlichen Anstrengung gegenwärtig und lebendig zu erhalten suchte, es nöthigt die Autoren Volkshelden zu erwählen, nöthigt sie das Neueste, das Modernste zu gestalten, also das Unerprobte, das Unberechenbare auf dem Theater darzustellen, ach, mein Herr, das ist zum Mindesten äußerst eigenthümlich und nach unsern Begriffen keineswegs im Sinn und

Vortheile der alten Monarchie.“ Und sich zu Mignet und Cousin wendend, zog er allgemeine Folgerungen und Bemerkungen aus diesem scheinbar so kleinen Thema, als ob er in der Eigenschaft eines Geschichtschreibers ein wichtiges Capitel zu schließen und eine unerwartete Wendung der Begebenheiten psychologisch zu erklären hätte.

Ich folge ihm nicht so weit, und bemerke nur, daß sein Talent der Rede, dies leichte und behende Aufbauen der Vordersätze, dies anmuthige Abgehen auf Nebenpunkte, welche spielend mit hereingezogen und mit verbaut werden, daß dies Talent doch sehr verführerisch den Hörer fortzieht bis zu dem Augenblick, da alles Material zusammengetragen und die Aufgabe gekommen ist: zu richten, zu decken und zu schließen. Man ist betheiligt worden, man hilft selbst zusammentragen, man hilft schließen, und wenn nun geschlossen zu sein scheint, so springt der kleine geschäftige Meister plötzlich zur Seite und wächst vor unsern Augen und winkt gebieterisch, und nöthigt uns plötzlich streng, ihm auf die neue Stellung zu folgen und das aufgerichtete Gebäude unter einem ganz unerwarteten Gesichtspunkte zu betrachten. Dieser Gesichtspunkt ändert Alles; wir sind überrascht von dem, was wir selbst mit errichtet zu haben meinen, und was doch ganz anders aussieht, als unsre eigne Gedankenfolge, und was uns den Ausruf abnöthigt: Vortrefflich! Solchergestalt entwickelt sich, von vornherein unscheinbar, die Thiers'sche Beredsamkeit vermittelst eines wirklich kläglichen Stimmorgans, welches dünn und hoch dem Geiste und Talente nur so viel Vorschub leistet, wie dem Gusikow die klanglosen Holzstäbchen Vorschub leisten für Musik. Die geschickte

Anordnung, Geist und Talent müssen ganz und gar vergessen machen, daß ein physisches Organ zur Vermittelung in Bewegung gesetzt wird, und wenn dies hinreichend geschehen ist, wenn wir nicht mehr auf die Stimme selbst achten, dann spornt der Redner unmerklich die verborgensten Kräfte seines Talentes, daß sie bereit und sprungfertig sind zum Schluß der Rede. Wenn nun der Zuhörer meint, der Schluß sei da und er sei eben gut geworden, dann hat Thiers erst seinen Schluß vorbereitet. Er pausirt nicht, Ihr habt nicht Zeit zu der Besorgniß, es werde nur eine Wiederholung kommen, sondern er sprengt alle seine Kräfte, den ganzen unerwarteten Rest seines Gedankenheeres hervor, und erzwingt mit dieser überraschenden und durch Massen imponirenden Wendung Euern unwillkührlich ausbrechenden Beifall.

Dabei ist das freundliche, fleischige Gesicht voll tanzender Lichter, die sich beim letzten Satze der Rede in eine strahlende Fackel zu versammeln scheinen.

14.

Paris, im April.

Da des Theaters erwähnt worden war, und Thiers in seinem Rednerguß sich über die Wichtigkeit dieses Instituts im Staatsleben verbreitet hatte, so wurde unter den kleinen Blitzen, welche solch einem befruchtenden Gewitter folgen, auch hie und da wieder der Rachel gedacht. Ich hatte dabei die Bemerkung zu machen, daß Niemand ihrer jüdischen Herkunft erwähnte. Wo der Jude emancipirt ist, da wird er auch nationalisirt. Warum zögert man bei uns mit einer so nothwendigen Maßregel, welche durch Humanität und durch Klugheit gleichmäßig geboten wird?! Die Franzosen sind übrigens nicht so unkundig über die Verschiedenheit der Menschenrace, welche zwischen einem morgenländischen Stamme und abendländischen Völkern herrscht, sie sind sich der Consequenzen solch einer Verschiedenheit vielfach bewußt, wenn auch in ihren Zeitungen nicht leicht die Rede davon ist. Mündlich sprechen sie sich wohl darüber aus. Aber sie sind in diesem Betrachte immerdar höflich und humaner als wir. Vielleicht weil eben die Einverleibung schon

lange bewerkstelligt ist, vielleicht weil sie leichter zu bewerkstelligen war innerhalb einer so festgeschlossenen Einheit, wie das Franzosenthum eine ist. Ist sie aber den Franzosen leichter geworden, so kann uns Deutschen die Emancipation der Juden vielleicht noch nützlicher werden. Wir bedürfen vielleicht noch nöthiger eines scharfen Sauerteigs, noch nöthiger als die von Natur so rührigen Franzosen. Der scharfe jüdische Geist ist ein Sauerteig der Welt geworden, was ist es für eine Politik, diesen Sauerteig immer abgesondert gähren zu lassen?! Seine gute Wirkung leistet er erst, wenn er mit einem andern Teige vermischt wird, und jede Stunde Verzögerung einer endlich doch nöthigen ganzen Maßregeln ist ein Verlust. Die Lehre von den Uebergängen ist hierbei ein Irrthum. Die Uebergänge können erst eintreten nach der Vereinigung.

Dagegen, sagte Madam Dôsne, sind Sie uns in Deutschland voraus in Behandlung fremder Namen und Worte. Sie schreiben und sprechen jeden Namen wie er in seiner Heimath geschrieben und gesprochen wird. Das find' ich viel richtiger als unsere stete Französirung des fremden Wortes, welches doch nur eine consequente Verstümmelung ist. Indessen fand auch diese Bemerkung Widerspruch. Man wendete ein, daß mit Aufnahme des so vielartig fremden Tons doch keine Richtigkeit zu erreichen sei, und deshalb die Consequenz in der Uebersetzung des Namens vorgezogen werden könne. Thiers persönlich warf mir ein: wir mißhandelten die slavischen Namen nicht minder als die Franzosen es thäten. Für sein jetziges Geschichtswerk habe er es sich zur Richtschnur gemacht, alle Ortsnamen genau so zu schreiben, wie sie auf den Karten des Generalstabs geschrieben ständen und für

alle wichtigeren Personennamen lasse er im diplomatischen Archive nachsehen, um die eigne Unterschrift der Personen buchstäblich zu erhalten. Und dennoch, setzte er lächelnd hinzu, bleiben die Verschiedenheiten nicht aus. Kotschubey z. B., der Name des russischen Fürsten, ist nach seiner eignen Unterschrift Kutschubey in meinem Buche gedruckt. Neulich aber finde ich eine Visitenkarte seines Sohnes, und da heißt der Sohn Kotschusbey; wie sollen wir zur Richtigkeit kommen, wenn Vater und Sohn verschiedener Orthographie folgen!

Er sagte mir auf meine Nachfrage, daß der siebente Band nächstens ausgegeben würde, und daß er in zwei Jahren mit dem ganzen Werke fertig zu werden hoffe, wenn er ungestört daran fortarbeiten könne. „Ich hoffe, das werden Sie nicht können." — Ah, Monsieur, ich ziehe diese Ruhe vor, wenn ich als Minister nicht meiner politischen Ansicht vollständig Genüge verschaffen kann.

Was er weiter hinzusetzte, geht über den Rahmen hinaus, innerhalb dessen ein Gast die Aeußerungen seines Gastfreundes veröffentlichen darf. Die Aeußerungen waren ohne Rückhalt, und waren würdig und stolz, wie sie einem versuchten Staatsmanne wohl anstehen. Unterdessen hatte im Kreise gegenüber der junge Schwarze die Spanier beim Kragen. Wer ist dieser immerdar angreifende Fechter? Ich wollte meine Nachbarin fragen, sie mischte sich aber eben in das Gespräch, welches das künstliche Gerüst der spanischen Allianz zusammenwarf. Ich fühlte die Unhöflichkeit, die politisch eifrige Schwiegermutter Thiers' in diesem erquickenden Anblicke zu stören. Der Schwarze zauste besonders Martinez de la Rosa, den er einen alten Schwätzer nannte. Ich glaube gar, „ganache" war

der schmeichelhafte Ausdruck. Mignet nahm, wie stets, den litterarischen Staatsmann in Schutz, und berief sich namentlich darauf, wie tadellos sich Martinez unter König Ferdinand benommen. — Ah das ist lange her! — „Ist aber doch dagewesen, und muß als ehrenvolle Grundlage des Charakters immer anerkannt werden." — Nun denn, aber dieser Mendizabal, dieser Schwindler, halb verrückt ist er gewiß, und wenn er bloß das wäre, er ist — „Ehrlich!" unterbrach Thiers den Angreifer. — Wie? Ehrlich?! — „Ganz und gar. Ich habe ihm aufmerksam zugesehen, ich bin vielleicht nicht im Stande, diese Anklage auf halbe Verrücktheit gründlich zu bestreiten, aber ich habe am Ende eingestehen müssen: Mendizabal ist ehrlich und brav."

Pacheco kannte man nicht. Zu meiner Verwunderung, denn ich hatte geglaubt, man müsse hier die Spanier sehr genau kennen. Ueber diesem spanischen Tumulte ward die Tafel aufgehoben und der Kaffee ward herumgereicht. Gespräche über Kunst kamen an die Reihe, und Madame Thiers, welche sich bisher ziemlich schweigsam verhalten, betheiligte sich jetzt. Ich habe sie auch später zu wiederholtenmalen im Louvre-Salon gesehen, wo sie allein und mit völliger Aufmerksamkeit Gemälde betrachtete. Herr Thiers verschwand einen Augenblick mit dem „Schwarzen," und kehrte mit einem kleinen Oelgemälde zurück, welches Gaston von Foix darstellte, dies kriegsritterliche Ideal Frankreichs vor Eintritt der Renaissancezeit. Er war auf dem vortrefflich gemalten Bildchen dargestellt mit dem Ausdrucke der kräftigsten Sanftmuth, der wohlwollendsten Männlichkeit, ein ganzer Krieger als ganz liebenswürdiger Mensch. Thiers, Mignet,

Cousin schwelgten in dem Anblicke dieses Bildes, und es hatte etwas tief Wohlthuendes, diese eben noch so streitbaren Politiker glücklich zu sehen in der Hingebung an ein schönes Menschenbild ihres Vaterlandes. Der Begriff des Vaterlandes erschien dabei wahrhaft rührend in seiner innigsten Familienhaftigkeit, ein wahrscheinlich unbegreiflicher Vorwurf für unsere abstractesten Politiker, welche diesen mächtigen Familienzug einer großen Gemeinschaft nicht kennen oder nicht kennen wollen, welche den Menschensinn verdünnen wollen auf eine bloße, durchweg gleichmäßige Kopfstimme. Welch ein Franzose! Welch ein französischer Mann! Welch ein französischer Held! rief einer um den andern. Männer, die solchen Entzückens fähig sind, haben wahrlich die Berechnung, ihren Staat zu vertreten. Und nun entspann sich ein Austausch der Mittheilungen über Kunstgenüsse, in welchen der Staatsmann Thiers wie ein lyrischer Poet erschien. Fünfmal sei er in Italien gewesen, und mit immer steigendem Genusse! Dort lägen die Schätze, welche ihn beglückten! Und in Madrid, in Dresden, in Wien, welche Freuden habe er da genossen! Und in München und in Berlin! ergänzte Cousin. In Berlin der Mantegna! Welch ein beneidenswerthes Glück, ihn zu besitzen! Was haben Sie auch, setzte er hinzu, in Hrn. Waagen für einen ausgezeichneten Kenner! A propos, schaltete Madame Dôsne ein, Ihr Völker Germaniens macht ja gern darauf Anspruch, einen besonders poetischen Sinn für Natur zu haben. Daneben ist es doch auffallend, daß die beiden berühmtesten Landschaftsmaler Franzosen sind, Poussin und Claude Lorrain! — Ich war schwach genug, außer Ruysdael germanischen Stammes nicht

gleich einen anerkannten Namen zur Hand zu haben, da ich moderne Künstler nicht in Rede ziehen konnte, und mir Salvator Rosa als tief romanischen Blutes natürlich nichts half. Ich steifte mich also in der Geschwindigkeit auf Claude Lorrain, der ein Lothringer gewesen, wie sein angenommener Künstlername bezeuge, und Lothringen sei ja ein deutsches Reichsland — „Gewesen!" wurde hinzugesetzt — Leider! Jedenfalls deutsches Grenzland, zum großen Theil aus deutschen Elementen erwachsen. Die Männer ließen in künstlerischer Stimmung den politischen Punkt vorüber, die Frauen aber, welche den Namen Lorrain nicht als Provinzmann anerkennen wollten, brachten eiligst ein Dictionaire herbei und verkündigten glücklicherweise oberflächlich, daß dies allerdings richtig und der Maler aus Toul gebürtig sei. Aber Toul ist doch, fügte die jüngste Dame hinzu, ein ganz französischer Name. — „Gewiß, Mademoisselle, aber Ihre Nation macht eben, wie schon bei Tische erwähnt worden ist, alle Ortsnamen, die sie ergreift oder auch nur angreift, französisch. Ich erinnere mich hiebei z. B. aus der Schulzeit, daß gerade Toul, Metz und Verdün vor etwa zweihundert Jahren erst unserm Reiche entrissen worden sind; dieser Maler ist also ein ganz frischgebackener Franzose gewesen." Gastfreundlich ließ man eine Wendung durch, welche unsern Kennern der Malerei sehr ungenügend erscheinen wird, und ich hatte noch von besonderem Glück zu sagen, daß die Damen den verzweifelten französischen Namen des Malers „Gelée" nicht entdeckten, welchen mir ein Blick in das Dictionaire verrieth. Ich machte das Buch so fest wie möglich zu, und ein meldender Diener rettete mich vor näherer Untersuchung. Er

meldete Mr. Bandroft, den amerikanischen Gesandten in London. Eine lange englische Gestalt erschien und faßte Posto am Kamin wie an einer Rednerbühne. Denn er hielt einen weitaussehend fließenden Vortrag über seine historischen Forschungen auf dem Continent, Forschungen, welche alle Beziehungen Europa's zum amerikanischen Freiheitskriege ermitteln wollen, wenn ich anders recht verstanden habe. Die Form war dergestalt speech, daß sie nicht sogleich allgemeine Aufmerksamkeit, finden konnte in einer Gesellschaft, welche sich eben in bequemster Conversation ergangen hatte. Thiers überließ offenbar Mignet die Kosten des officiellen Zuhörens, und ich benützte diese Gelegenheit ein intimeres politisches Gespräch mit dem berühmten Staatsmann anzuknüpfen. Mit anmuthigster Leichtigkeit nahm er den Spaziergang an, für welchen ein offenes Nebenzimmer den äußerlichen, Frankreich und Deutschland den innerlichen Boden gewährte. Mancher deutsche Staatsmann wird es sehr curios finden, daß ein simpler Schriftsteller für dergleichen sich Vollmacht anmaßt und nicht nur Gehör, sondern auch Erwiederung findet. Das ist nun einmal in der vorlauten heutigen Welt nicht anders, und in der französischen Welt ist von allen Neuerungen eine vollständig durchgedrungen. Das ist die Gleichheit. Man fragt nicht zuerst, aus welchem Munde die Worte kommen, sondern wie die Worte beschaffen sind. Thiers hätte vielleicht weniger Interesse gezeigt, wenn ich von meiner Seite die leider herkömmliche Sitte beobachtet und wahlloses Lob des Franzosenthums an den Tag gelegt hätte, schüchterne Unterordnung unserer Heimath. Unsere gespaltenen Kräfte mögen uns einer mächtigen Nation gegenüber

dazu verleiten, und solch schmeichelhaftes Entgegenkommen von unserer Seite mag auch die freundlichere Entgegnung von Seiten der Franzosen finden. Aber die Schmeichelei umgeht nicht nur die Wahrheit, sondern verdirbt sie auch. Einem geistvollen Manne wie Thiers glaubte ich also gleich zur Einleitung einen Dank anbieten zu dürfen für 1840. — Wie? — Ja, einen Dank für die damalige Kriegserklärung, welche uns mehr genützt als die Freundschaft vorhergehender Jahrzente. — Er machte gute Miene dazu, und gestand ein, daß Deutschland sich zu entwickeln anfange. — Zu sammeln, Monsieur; dies ist unsere nächste Aufgabe, und diese Aufgabe ist nun Gott sei Dank begriffen. Je mehr sie Gestalt findet — „Und das wird von Preußen abhängen" — desto entschiedenere Form wird unser Verhältniß zu Frankreich annehmen müssen. — „Sie wollen Allianz?" — Allianz oder Krieg. Wie Sie wollen. Krieg wünscht Niemand, aber wir fürchten ihn nicht. — „Nun, ein starkes deutsches Reich vereinigt sich sehr gut mit französischer Politik. Es sichert uns den Continent. Sie kennen ja auch, wie ich aus einzelnen Aeußerungen schließe, was ich vom Jahr 1805 über Napoleons Allianz mit Preußen geurtheilt. Ich finde keine Verbindung so natürlich, als die zwischen Frankreich und der freiesten Macht in Deutschland." — Und Sie würden wieder Hannover damit vereinigt sehen wollen oder, was ja ganz französische Phantasie, das Jéromsche Königreich Westphalen? — „Hab' ich mich skrupulös gezeigt mit Hannover?" erwiederte er lachend, und ging nun ganz wie ein Künstler, und wie ein Franzos auf eine Theilung der Erde ein, unterließ aber natürlich nicht, damit zu schließen, wie mit der Hauptsache:

„Und was gebt Ihr uns?“ — Ich hatte gar keinen Grund, dieses politische Lustspiel zu stören, erwiederte also nach einigem Seufzen: Wir geben Ihnen — „Nun?“ — Sey's! Wir geben Ihnen Savoyen. — „Und?“ — Sie wollen noch mehr? — „Monsieur! Sie verhöhnen Frankreich! Savoyen versteht sich von selbst, es ist ganz französisch. Also: und“ — Nun denn allenfalls auch Belgien. — „Das läßt sich hören. Aber ein Punkt am Rhein ist unerläßich.“ — Ist es Ihnen wirklich verborgen geblieben in den verflossenen sieben Jahren, Mr. Thiers, daß Deutschland endlich auf dem Punkte ist, auch nicht ein Dorf mehr von deutscher Erde abtrennen zu lassen? Daß die aufgeweckte Kraft der Nationalitätsfrage solche Speculationen als ziemlich müßige bezeichnet und sie nur etwa noch zuläßt mit Zwischenländern gemischter Bevölkerung, denen kein nothwendiger Stempel einer großen Familie eingeprägt ist?! — „Ei, ich verlang' es ja nicht von Ihrem Rheine“ (er behandelte mich consequent nur als Preußen), „ich denke z. B. an Mainz.“ — Bloß Mainz!? Erstens kennen wir den Unterschied nicht mehr von preußischem Rhein und deutschem Rhein, und zweitens verdienten wir gerädert zu werden, und würden auch gerädert von der Nation, wenn wir — „Die Mainzer scheinen mir nicht in der Stimmung zu sein, seit ihnen der Code Napoleon genommen wird! Und Mainz“ — Ist, abgesehen von aller tieferen Frage, der Schlüssel zum Rhein und zu Deutschland. — „Das ist Straßburg, und das haben wir ja doch!“ — Leider. — „Ah, Sie wollen auch gelegentlich darauf zurückkommen?!“ — Sobald König Friedrich wieder lebendig wird. — „Das würde allerdings die ganze Komödie ändern,“

sagte er lachend, und fügte, ganz ernsthaft werdend, hinzu: „ich glaube, Ihr wißt's kaum, was ihr an diesem Manne gehabt!" — Warum nicht? — „Er war der größte Mann, den Deutschland besessen." — Auch größer als Luther, als — „Viel größer. Groß in Allem, groß als Feldherr (capitaine), groß als Politiker, groß als Mann der Wissenschaft und Kunst, Ihr habt nie einen größeren gehabt. Unsere politische Partie Piket, welche wir da angefangen, wird auf der Stelle etwas Ernsthaftes, wenn ein König von Preußen ganzes und großes Spiel beginnt, wenn die jetzige Berufung der Generalstaaten nach Berlin nur ein erster Schritt ist, und zu ganzen Institutionen führt, welche Deutschland vorangehen und dadurch Deutschland wirklich vereinigen, wenn — ah, ich erinnere mich aber," unterbrach er sich lächelnd, „einiger Aeußerungen von Ihnen während der Tafel! Die Doctrin des Liberalismus und der neuesten Nationalität erklärt jegliche Eroberungspolitik, jegliche neue Vertheilung der Kräfte und Schwerpunkte für Rococo. Aehnlich wars ja wohl? Nun, vielleicht denken Sie einmal später daran, daß ich dazu gesagt habe: mit diesen Ideologieen wird es in der äußern Politik ergehen, wie es in der innern mit dem Communismus ergehen wird. Es wird sich die Ueberschwemmung oben und unten wieder verlaufen. Nicht ohne Spuren zurückzulassen, das glaub ich wohl! Aber die Menschen werden nicht Geister werden, sondern Menschen bleiben, Menschen mit recht persönlichen Neigungen und besonders mit der Neigung für recht persönlichen Besitz. Als Franzos hätte ich gar keine Ursache, die Deutschen in alter oder neuer Ideologie zu stören. Denn mit Ausnahme von 1813

und 1815 brauchen wir mit der alten Ideologie Deutschlands nicht unzufrieden zu sein. Als gewinnlustiger Franzos hätte ich auch keine Ursache, Sie vor den Ausschweifungen moderner Ideologie, moderner Allerweltsgerechtigkeit (égards pour tout le monde) und vor peinlicher Nationalitätsbedenklichkeit zu warnen. Je idealer die Auffassung bei unsern Nachbarn sich versteigt, desto leichter wird uns der reelle Gewinn. Aber beiläufig und als Historiker, dem Sie Aufmerksamkeit schenken, bemerke ich Ihnen, daß Politik immer eine Kunst bleiben wird, die unter allen Formen, auch unter den Rococoformen speculirt. Es wird also immer eine interessante Beschäftigung des Geistes sein, sich den wahrscheinlichen neuen Formen und Gruppirungen Deutschlands gegenüber zu denken. Für den Augenblick sind diese Formen Deutschlands trotz Ihrer Versicherungen noch immer ziemlich unklar und den größten deutschen Staat haben wir ja noch gar nicht eingerechnet. Das unerschöpfliche Donauthal gilt nur für eine Hauptwiege deutscher Macht." —

Was er nach dieser Seite hin ausführlich bemerkte, wage ich nicht aus dem Gedächtniß niederzuschreiben, da eine Menge delikater Punkte berührt wurden, und ich nicht dafür einstehen könnte, immer den richtigen Ausdruck wiederzugeben. Er sprach es nicht aus, und doch war es aus dem Ganzen herauszufühlen, daß er unserer materiellen Entwicklung nach dreißig Friedensjahren alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß er aber unsere Festigung in politischer Einheit und Macht nicht bedrohlich fand für Frankreich bei dem Eintritt einer Katastrophe. Daß neue und engere Zweige der Einigung im Aufwachsen begriffen seien für das constitutionelle Deutschland, das

räumte er bereitwillig ein, aber ob und wie dieser Strauch je ein Baum werde, das machte er standhaft von der preußischen Constitutionsfrage abhängig, und meine wiederholte Versicherung, daß Deutschland bereits viel stärker sei, als man in Frankreich glaube, nahm er schweigend hin. Ebenso meine wiederholte Versicheruug, daß uns jeder Angriff von Frankreich Heil bringen werde.

Neuer Besuch rief ihn in den großen Salon zurück, und ich hielt dies für den passenden Augenblick, mich zu empfehlen. Erst als ich auf der Straße war, fiel mir ein, daß der junge Mann im schwarzen Anzug nicht mehr zum Vorschein gekommen war, und daß ich den Namen dieses bissigen „Schwarzen" nicht erfahren hatte.

15.

Leipzig, im Mai.

Ich fasse mir nachträglich ein Herz, Ihnen „la cour de Bieberac" zu schildern. Der März des Jahres 1847 war voreilig gewesen mit sonnigen, warmen Tagen, und der April kühlte dafür sein Müthchen recht empfindlich. Wer da gewesen ist, weiß es, daß Pariser Regen von ungemein charaktervoller Consequenz. Er ist so fleißig, so unerhört fleißig, und findet in dem kalkigen Erdboden zwischen den Pflastersteinen eine so herzliche Aufnahme, daß es am vollständigsten Straßenkothe gar nicht fehlen kann.

So war die Scene beschaffen, und es blies dazu ein kalter Wind, und es war finster, als ich mit Alfred Meißner aus dem Kaffeehause trat und den Boulevard erreichte, wo der Wind so schön Platz fand, den garstigen Regen zu peitschen. Heute war es also nichts mit der beliebten Sièste-Promenade nach dem Diner-Kaffee, eine Promenade, welche auf den Boulevards gar angenehm und interessant zu sein pflegt. Damals, da er noch gesund war, plätscherte und blitzte Heine am Schönsten bei diesem Umher-

schlendern, und in die gelbbraunen Gasnebel, welche er reizend fand, zeichnete er seine pikantesten Arabesken. Vorbei! Jetzt hat der lustige Henry verschlossene Augen und neidischen Athem und mißgünstige Beine. Krüppel, die wir sind für den unsterblichen Geist!

Auch mit dem jungen Poeten war heut keine Promenade möglich. Wir mußten zeitiger als gewöhnlich in ein Theater. In welches? Natürlich in ein Boulevard-Theater. Denn in's Theater français geht man nicht so beiher, das ist schon mehr ein litterarischer Act, und es liegt auch nicht so zur Hand, wenn's regnet und man in der Gegend der Boulevards gegessen hat. Man muß dann die lange enge Rue Richelieu hinab bis zum Palais Royal, von welchem das Theater français eine Ecke bildet. Im Palais Royal ißt man aber nur, wenn man die banale Fremdenkost für zwei Franken verschlingen oder wenn man bei den Frères Provenceaux, bei Vefour ꝛc. sehr theuer speisen will. Die Boulevards haben ja überhaupt das Palais Royal überflügelt. Letzteres wäre schon völlig aus der Mode, wenn es nicht so ganz im Mittelpunkte der Stadt und der Vorstädte gelegen und wenn es nicht so vollständig mit allem Möglichem versehen wäre, daß es eine kleine große Stadt für sich bildet und dem Fremden wie ein Handbuch von Paris dient. Zur Regenzeit ist es übrigens am gesuchtesten, weil man innerhalb der Galerieen trocknen Fußes Alles erreichen, auch spazieren gehen und zur Noth einen halben Tag zubringen kann, ohne für Leib, Seele und Geist irgend etwas zu entbehren von Paris und ohne naß zu werden. Wir waren nun aber jetzt nicht in seinem Viertel, und dachten weder an sein Theater français, noch an sein kleines, immer

beliebtes lustiges Theater, das Theater des Palais Royal, wo die Dejazet lockte, ehe sie zum Boulevard überging, und wo jetzt der junge Komiker, das heißt der Liebhaber-Komiker Ravel lockt.

Nach derselben südlichen Seite hinüber, aber gar jenseits der Seine tief hinten im Fanbourg St. Germain, liegt noch ein Haupt-Theater, das Odéon, das zweite Theater français, welches allen möglichen genialen und nicht genialen Versuchen dramatischer Autoren dienen soll, Versuchen, für welche sich das eigentliche Theater français zu spröde, zu vornehm, zu furchtsam erweis't. Dort am Odéon hat denn auch Poesard mit der Lucretia seinen Ruhm und mit der Agnes von Meran seinen tarpejischen Felsen gefunden, einen gemachten, einen Intriguen-Felsen, wie es jetzt heißt. Dort am Odéon hat Felix Pyat seinen Diogenes gebracht, und dort giebt es immerfort neue Stücke aller Gattungen, dort wird experimentirt, dort kann man Studien machen über die junge dramatische Litteratur Frankreichs. Aber, wie gesagt, das Odéon ist für das eigentliche Paris sehr entlegen, denn das bewegte und bewegende Paris liegt am rechten Seine-Ufer und drängt sich jetzt um die alten Wälle der innern Stadt zusammen. Durch die wachsenden Vorstädte du Xoule, St. Honoré, Montmartre, Poissonnière, St. Denis, St. Martin, du Temple, St. Antoine sind die einstigen Gränzen der Stadt, die alten Rasenwälle (Boulevards) fast in die Mitte der Stadt gebracht worden. Das Odéon muß also den Stock seines Publikums in den Studenten finden, in deren Viertel es liegt, und das eigentliche Paris kommt nur hinüber zu ihm, wenn ein Stück entschieden Glück gemacht hat, oder wenn über ein neues Stück

zum ersten Male Gericht zu halten ist. In letzterem Punkte ist Paris ungemein eifrig. Jede erste Vorstellung hat lebhaften Zudrang, und wenn ein besonderes litterarisches Interesse mit dem neuen Stücke verbunden ist, dann findet man auch im fernen Odéon alles versammelt, was gut und theuer ist in Paris. Selbst die Staatsmänner, welche in Paris mehr als irgendwo mit Litteratur zusammenhängen, fehlen dann nicht, wie es denn ein alter Grundzug der Franzosen ist: daß man in der mächtigsten Stellung altmodisch werden könne und sich durch Kenntnißnahme alles Neuen sichern müsse vor dieser Gefahr des Veraltens.

Schlechtes Wetter also begünstigt immer die Boulevards-Theater. Unter diesem speciellen Ausdrucke „Boulevards-Theater" versteht man aber doch nicht alle Theater, welche am Boulevard liegen. Auch die beiden großen Opernhäuser liegen hier: das der großen Oper (Academie royale) steht nur fünfzig Schritte seitwärts vom Boulevard, und das der komischen Oper prangt gegenüber unmittelbar am Boulevard. Beide gehören nicht zu dem Begriffe Boulevard-Theater. Noch weniger natürlich die italienische Oper, welche in der Salle Ventadour stadteinwärts etwa in der Mitte zwischen Boulevard und Palais Royal ihren Schauplatz hat. Dagegen rechne ich das Vaudeville-Theater zu dem Begriffe der Boulevard-Theater, obwohl es nicht am Boulevard selbst, sondern einige hundert Schritte von ihm entfernt steht. Dies war unser nächstes.

Dorthin zog es uns nicht. Es ist trotz der Komiker Arnal und Bardou jetzt uninteressant, und die Darstellungen selbst sind mittelmäßige. Nicht sehr weit davon, vortrefflich gelegen, winkt mit Laternen

und Billetunterhändlern das zweite Boulevard-Theater, das Theater des Variétés, ein echtes Boulevard-Theater principiel auf Heiterkeit bedacht und in Besitz der Dejazet, des alten Komikers Vernet und des berühmtesten Schauspielers, Bouffé's, welcher vom Gymnase zu diesem Theater übergegangen ist. Auch hier fanden wir den Anschlagzettel nicht verführerisch und zogen weiter. Vorüber an der menschenvollen Ader, der Rue Montmartre, welche über den Boulewarb springt in ihre Vorstadt Montmartre. Ueber den neuen Hügel hinweg, welcher die Theile der Poissonnière-Stadt verbindet, und den nächsten Hügel hinauf, welcher Boulevard bonne nouvelle heißt. Hier liegt links das dritte, das Theater Gymnase, das feinste unter den Boulevard-Theatern, welches durch Scribe's kleine Stücke seinen Ruhm erworben hat und so ziemlich immer noch erhält. Der alte, reich gewordene Herr gruppirt immer noch interessante oder pikante Gedanken zu kleinen Komödien, und selbst das Barockste, wie den Magnetismus, weiß er durch Rose Cheri, die Perle des Gymnase, den Parisern schmackhaft zu machen. Wir fanden auch wirklich die dritte Vorstellung eines neuen Stückes von Scribe: „Daranda," angekündigt. Es war etwa halb Neun, also die richtige Stunde, in welcher das beste der vier Stückchen eines Boulevard-Theaters zu beginnen pflegt. Das munterste pflegt um eilf Uhr zu schließen. Was ist heute zuletzt? „La cour de Bieberac." Kenne ich nicht! — „Ich auch nicht." — Es war ebenfalls eine neue Vorstellung. Das paßte uns, und wir wollten hier bleiben. Ein Billetunterhändler bot zwei Logenplätze zu sehr ermäßigtem Preise, und obwohl dies ein Zeichen ist, daß die Stücke nicht eigentliche

„vogue" machen, wie man jetzt sagt, so bleiben wir doch bei dem Entschlusse. Denn weiter hinaus werden die Boulevard-Theater mehr und mehr das, was man auch Vorstadt-Theater nennt, und dienen als solche gröberen Bedürfnissen. Wir hatten zudem bereits gesehen, was jedes dieser ferneren Theater seit Monaten als sein Bataillenpferd vorritt. Bekanntlich spielen sie das Stück, welches Glück macht, Monate lang Abend für Abend.

Ich für meine Person hatte dieses Mal weit draußen auf dem Boulevard dasjenige gefunden, was mich von der diesjährigen Theater-Saison in Paris noch am lebhaftesten angesprochen die „Reine Margot" im Theater historique und „Die französische Revolution" im Cirque. Beides schlechte Stücke, oder richtiger gar keine Stücke, beides aber Vorstellungen voll energischen Franzosenthums.

Vom Gymnase ab ist es noch sehr weit bis zum Boulevard du Temple hinaus, wo das Theater historique und der Cirque gelegen sind. Erst geht's in das Thal hinab, wo die Menschenströme der Straßen von St. Denis und von St. Martin sich in die gleichnamigen Vorstädte heraus wälzen, und wo dann der Hügel sich zuerst wieder erhebt, da steht auf der Vorstadtseite das nächste Boulevard-Theater, das der Porte St. Martin. Dies war zur Zeit der Romantiker-Jugend das amtliche Theater der Neuerer, der Herren Victor Hugo und Dumas. Jetzt ist es ohne solche Feldherren und deßhalb ein wenig in den Hintergrund gerathen. Im Augenblick besaß es gar kein Zugstück und probirte die „Chiffoniers." Dicht hinter diesem verfallenden Schlosse der Romantik hügelaufwärts kommt das Ambigu-Theater und dicht hinter

diesem das Gaîté-Theater, lauter echte Boulevard-Theater, wo die Begebenheitsstücke vier, fünf Stunden lang den Pariser Arbeitsmann fesseln, und wo Bouchardy, der Erfinder schrecklich verwickelter Stücke, seine gespannten Zuhörer Jahre lang sättigte. Soulié, welcher einen Grad feiner mit großem Talente zu verwickeln weiß, machte jetzt seit Monaten „vogue,“ mit seiner Clôserie des genêts.

Mit diesen nahe bei einander liegenden Boulevard-Theatern ist eigentlich die äußerste Gränze erreicht, in Bezug auf das wohnliche Paris. Weiter hinaus bis zum Boulevard du Temple wird's schon ein Reise, und in so fern schien es gewagt, daß Dumas hier sein historisches Theater errichten wollte. Er hat's errichtet und hat's verkauft, und eine Zeit lang wird es als neu gute Geschäfte machen, bis er sich davon abwenden und bis es den Nachtheil seiner Abgelegenheit büßen wird. Die Beschreibungen und Abbildungen dieses neuen Theaters haben übrigens einen ganz falschen Begriff davon verbreitet. Das Aeußere ist sehr schmal und unbedeutend und nimmt sich in der Wirklichkeit keineswegs so aus, wie auf dem Papier. Obenein hat der Boulevard hier auf der Vorstadtseite noch kein Asphalt-Pflaster, und man patscht beim Pariser Regenwetter recht betrüblich durch Koth in das noch kalknasse Haus und in die französische Geschichte hinein. Die neumodische Form des inneren Raumes, größere Breite als Tiefe, diese Ellipsenform ist offenbar nur entstanden, weil es der flache Raum für das Haus nicht anders gestattet hat. Man hat aus der Noth eine Schönheit zu machen gesucht. Außerdem ist neu daran, daß der Logenbau weit in das Parterre hineindringt, und man in einem

Theile des Parterres und in den Parterre-Logen das Vergnügen vollständiger Sammlung hat. Das heißt, man sieht vom ganzen Theater nichts als die Bühne und die Bretter der ersten Galleriedecke. Ich gerieth zuerst hierher und habe mir fast den Hals verrenkt, weil ich durchaus auch das neue Theater sehen wollte. Es war nicht möglich, und ich mußte einen Gallerieplatz suchen. Von da schimmert es gut entgegen, wie jedes neue Theater, ist aber von keiner besonderen oder soliden Schönheit. Die „Königin Margot" selbst ist bekanntlich der in Scenen abgetheilte Roman. Die Franzosen nennen dies jetzt à la Shakespeare, und die eigentliche Kunst des Drama's hat nichts damit zu schaffen: es ist der kranke Gegensatz der kranken Einheits-Tragödie, dort Liederlichkeit, wo hier Pedanterie, dort, um medicinisch zu sprechen, Dyssenterie, hier Obstruction. Auch die Thiere sind nun im modernsten Sinne emancipirt: der Jagdhund Karl's des Neunten hat mit vollständigem Erfolge die Proben durchgemacht und beträgt sich ganz genau so, wie er in Scene gesetzt ist. Zunächst noch stumm; im Monte Christo wird er wohl bellen, das heißt sprechen gelernt haben. Die Civilisation hat keine Gränzen. Wie lehrreich stirbt der Hund! Karl der Neunte ersieht daraus, daß auch er vergiftet ist. Außerdem sind die Decorationen von einer charakteristischen Kraft und Schönheit, so daß man einen völligen Genuß tüchtiger Gemälde mit in den Kauf bekommt. Das Alles aber war's nicht, was mich reizte. Noch weniger natürlich die Folter, welche in ganz ausführlicher Handhabung auf der Scene angewendet wird, und zu deren Kritik Heine spöttisch bemerkte: Shakespeare ließ auch foltern! Die Kritiker haben also nicht

Unrecht, wenn sie diese Stücke shakespearesche nennen. Mich reizte die französische Historie. So frech und in der Frechheit doch so vielfach echt, ist sie al fresco hingeworfen auf eine nasse Wand! Lauter Schlechtigkeit, lauter Egoismus, lauter Intrigue. Aber lauter Muth und Handlung. Und Niemandem fällt es ein, vormundschaftlich für den guten Ruf der Nation darin ein Arg zu sehen, Niemand von Staat und Publicum greint, und Jedermann von dem gemischten Publicum findet doch instinktmäßig heraus, was unter all den grellen Leidenschaften dauernd und wohlthuend französisch sei. Kurz, man ist Nation geworden, man bleibt Nation, weil man sich nie und nirgends vor seiner Geschichte fürchtet — an die Furchtsamkeiten und Vormundschaftsbehörden der Heimath denkend, fand ich einen Genuß im Anblicke dieser fremden Freiheit.

Und welch ein ungeheurer Hebel für die Nation ist erst das Theater des Cirque, welches dicht neben diesem Dumas'schen Theater steht! Wer die „französische Revolution" dort aufführen sieht und nicht empfindet, daß solche Aufführungen siegreichen Feldzügen gleich zu achten sind, der hat nie einen politischen Drang empfunden. Wäre ich König von Preußen gewesen, von meinem Sitze aus hätte ich nach Berlin geschrieben: „Erbaut sogleich ein großes Theater vor dem Brandenburger Thore und schreibt Preise aus für Stücke, welche den siebenjährigen Krieg und die Freiheitskriege in großen Zügen behandeln. Solche Stoffe und andere, welche die Epochen deutscher Geschichte darstellen, sollen dort aufgeführt werden, mit aller erreichbaren Fülle und Gewaltigkeit der Darstellung. Solchen Styles werden wir Deutschland

nicht nur erobern, sondern auch stark machen.!" — Es ist gar merkwürdig, was solch eine Massendarstellung, aus einem patriotischen Sinne hervorgehend, für eine Macht des Pathos ausübt. Eine Volksversammlung, eine Deputirten-Versammlung, eine belagerte Stadt, die lieber untergehen, als sich ergeben will, eine Schlacht endlich, wie reißen sie hin! Die zartnervige Aesthetik ist dabei freilich nicht am Orte. Es wird dabei so viel Pulver verschossen an einem Abende, als die Leipziger Communalgarde in fünf Jahren nicht verschießt, und manchmal ist Secunden lang im ganzen Hause nichts zu sehen als Dampf. Die Schlacht im Argonner Walde zum Beispiele ist ein Meisterstück von Decoration und Evolution auf dem Theater. Durch gewundene Hohlwege herab kommen alle möglichen Truppengattungen der Oesterreicher und Preußen, und noch mehr als die Cavallerie, elektrisiren die Kanonen das Publicum. Unten im Vordergrunde liegen die Franzosen im Hinterhalte und springen plötzlich auf, und die Trommeln rasseln links, die Trompeten schmettern rechts, aus allen Coulissen unten wird aufmarschirt und commandirt, die Deutschen oben machen Halt, richten die Kanonen, geben die Signale ihrerseits, Feuer! heißt es dort, feu! heißt es hier, hundert Musketen knallen, Kanonen donnern von oben, donnern von unten, der Generalstab sprengt hervor, Befehle füllen die Pausen, es wird Sturm gelaufen, der Sturm wird abgeschlagen, die Deutschen dringen herunter, Flucht! da rasseln die Trommeln plötzlich überall wieder den eintönigen Sturmmarsch, à la charge! à la charge! schreien hundert Stimmen gleichzeitig, und mit der furia francese erneuert sich die Schlacht und wird

natürlich unter dröhnendem Siegsgeschrei gewonnen. Mit allgemeinem vive la France! mit Ruhmesauszeichnungen an die Einzelnen, mit enthusiasmirenden Phrasen und nochmaligem vive la France! endigt das Tableau.

Kürzlich war die Rede davon, daß der Cirque eingehen solle; es wäre dies ein Zeichen gewesen, daß die französische Regierung gestorben sei. Das ist sie nun aber doch nicht, trotz alles Systems, die Leidenschaften abzudämpfen: man hat beschlossen, daß dieses wichtige National-Institut um jeden Preis erhalten werden müsse. Möchten wir nur ein solches um jeden Preis errichten!

Mit diesem Cirque selbst sind die Boulevard-Theater noch nicht zu Ende; es gibt noch kleine Kramhäuser lustiger Dinge von gar verschiedener Beschaffenheit. Aber ich habe nie bemerkt, daß sie für den Fremden, der nicht gerade die intimsten Volksstudien machen will, von Bedeutung wären, oder daß sie von gebildeten Franzosen besucht würden, wenn nicht eben ein besonders charakteristisches Schauspieler-Talent aus der Dunkelheit dieser abgelegenen Scenen hervorleuchtet. Meißner wußte auf meine Nachfrage, ob neuerdings eine „Basquine" oder ein „Duriveau" aufgetaucht da draußen, keine Auskunft zu geben, und so blieben wir denn bei unserem Vorsatze, ins Gymnase einzutreten.

In Norddeutschland fehlt mit den kleinen abgeschlossenen Logen, welche in den französischen, italienischen und österreichischen Theatern vorherrschen, ein besonderer Reiz des Theater-Besuches. Bei uns sitzt Alles auf dem Präsentirteller. Wir fanden einen Herrn und eine Dame in unserer kleinen Loge. Sie

gehörten offenbar zur bürgerlichen Mittelclasse und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit der Scribischen Exposition zu. Das französische Drama lebt davon, daß der Franzose vortrefflich zuhört. Es ist ein ganz artiges Stückchen, dieser Daranda, und ich erzähle Ihnen nichts davon, weil es sicherlich auf unseren Theatern erscheinen wird, — ein kleiner Trost für die jetzt verzweiflungsvollen Uebersetzer. Denn das ganze übrige Repertoire von Neuigkeiten auf den Pariser Theatern ist seit lange kraft-, saft- und reizlos, und die Uebersetzer arbeiten auf niederschlagenden Ausverkauf. Thalia-Theater in Hamburg und Königstädter in Berlin sind ihnen allein noch nicht gänzlich untreu geworden.

Daranda war aus. Was kommt nun? Unsere Theaterzettel sind in Paris nicht Mode, sondern man kauft dafür um drei Sous kleine Theater-Journale, „Entr'àctes" summarisch genannt, welche außer dem Personen-Verzeichnisse sämmtlicher Pariser Aufführungen noch alle Theater-Neuigkeiten und sonstige leichte Feuilleton-Waare mit in den Kauf geben. „Es kommt: la cour de Bieberac." — Was kann das sein? Zu unserem Erstaunen, fast hätte ich gesagt Erschrecken, entdeckten wir im Personen-Verzeichnisse, daß es sich um einen kleinen Hof handle, den der französische Dichter geradewegs mitten in Deutschland hineingesetzt hat. Ehe wir uns darüber gefaßt, ging der Vorhang auf, und der Minister des Bieberacker Staates erschien, besäet mit Orden, gespreizt, eine Caricatur. Was hat Mr. Klein (der Schauspieler) auf dem Kleide, ah, wie drollig! sagte die Französin. — „Lauter Ehrenlegions-Kreuze!" erwiederte der Franzose. — Gibt's ihrer so viel? — „In Deutschland Legion."

— Ist das eine so ausgezeichnete Nation, die deutsche? — „Sie besteht aus sehr viel Nationen." — Ein sehr edler Fürst, der von Bieberac. — Der Minister hatte nämlich auseinandergesetzt, daß gar kein Geld mehr vorhanden und eine neue Steuer unerläßlich sei. Der junge Fürst aber, im modernsten Civilanzuge, hatte ablehnend philantropisch entgegnet. Achselzuckend fragte nun der Minister, was denn geschehen soll? Jeden Tag könne der erlauchte zukünftige Schwiegervater, der Fürst von X — der Leser muß sich mit X begnügen! — mit der erlauchten Braut eintreffen; Se. Hoheit habe aber den ganzen Hof von Bieberac aus Gründen der Ersparniß verabschiedet, wer sollte denn den hohen Gast empfangen, wenn es keinen Hofmarschall, keine Kammerherren, keine Hofdamen gäbe, und was könnte denn aus solchem Scandale Anderes entstehen, als ein Bruch der so hoffnungsvoll und so wünschenswerth eingeleiteten Heirath? — Ich weiß es auch nicht, entgegnete der Fürst und verabschiedet den Minister, welcher für seinen carikirten, ceremoniösen Abgang vom Publikum belacht und beklascht wird. Was wird der arme Fürst machen? fragte die Französin. — „Eine Anleihe glaube ich," erwiederte der Franzose. Da trat aber eine dritte Person auf, welche Alles änderte. Wer ist's? — Der Director einer französischen Schauspieler-Gesellschaft, welchen der Fürst in Baden-Baden kennen gelernt. Nicht bloß das, der Fürst ist ihm befreundet. Vielleicht hat der Franzos ihm das Leben gerettet, oder ihm sonst einen wichtigen Dienst erwiesen? — O nein. Der französische Director einer kleinen Truppe ist ein Mann von Welt. „Das genügt an kleinen Höfen" sagte der Franzose zu seiner darüber

sehr erbauten Dame, „wenn man übrigens Franzose oder Engländer ist." In diesem Zuge des Stückes liegt also eben so viel Richtigkeit als Eitelkeit. Diesem Director wird dann unbefangen mitgetheilt, daß jetzt leider nicht von Engagement der Truppe die Rede sein könne, es sei kein Geld vorhanden, und man sei wegen des Besuches und in Ermangelung eines Hofstaates in nicht geringer Verlegenheit. — „Weiter nichts?" entgegnete der Franzos; „wenn mir Durchlaucht Vollmacht geben und freie Hand lassen, so weiß ich zu helfen!" — Dafür ist er Franzos, und deßhalb glaubt ihm der Prinz und macht ihn, was ist's denn weiter? macht ihn in der Geschwindigkeit zum Premierminister. Den französischen Schauspiel-Director? Ja — „Das ist aber hübsch in dem Deutschland," sagte die Französin, „das Regieren muß da sehr leicht sein." — Sehr leicht, erwiederte ihr Nachbar, man ist für nichts verantwortlich, und die Presse ist noch unbekannt. — „Man druckt überhaupt noch nicht?" — Das wohl; man will sogar die gedruckten Buchstaben erfunden haben, aber — „Wie die Seidenwürmer. Sie machen die Seide, und wir verkaufen sie. Nicht?" — Ungefähr so.

Ich will nicht läugnen, daß wir bei den eingefangenen Vögeln aus Deutschland denn doch etwas unruhig wurden. Mancherlei Verspottung heimathlicher Dinge kam uns recht heilsam vor und doch verspottet man dergleichen lieber selbst und überläßt es nicht dem naseweisen Nachbar. Wir müssen Spaß verstehen lernen! Damit trösteten wir unseren aufgrollenden Unwillen.

Es wurde denn auch arg spaßhaft: der Schauspiel-Director als neuer Minister ließ eben den alten

mit dem ganzen Walde von Ordensbändern einsperren, weil er die Bildung des neuen Hofstaates stören wollte. Dieser neue Hofstaat wurde auch wirklich auf eine empörende Weise zusammengesetzt. Die Schauspieler=Truppe nämlich trat auf mit all ihren Ausgelassenheiten und Dürftigkeiten und vertheilte unter sich die Hofämter. Wie gesagt, ein revoltirendes Schauspiel. Der Tenorbuffo, der ausgelassene Achard, wurde Marineminister, Marineminister in Bieberac; der Darsteller rührender Greise erhielt das Kriegsministerium; der Darsteller drolliger Naturburschen wurde an die Spitze der Diplomatie gestellt, und die Frauenzimmer gar vertheilten unter sich die Stellen der Hof= und Ehrendamen, daß es ein Scandal war mit Bemerkungen und Erklärungen. Besonders eine Soubrette, welche sich eine ernste Rolle bei Hofe zulegte, war impertinent — da blasen Postillone, da knallen Peitschen, der Besuch kommt an, der Fürst von X ist im Schloßhofe vorgefahren. Die Bande stiebt hinaus, um rasch Toillete zu machen.

Der Besuch tritt auf, ganz und gar bon papa. Ehe wir darüber einig waren, ob wir ohne Weiteres pfeifen und uns dafür hinaus werfen lassen sollten, war die heillose Komödien=Bande schon umgekleidet, das heißt costümirt, und zwar so unverschämt unzeitgemäß, daß wir mitlachen mußten. Der Kriegsminister ganz Bär aus dem Mittelalter, der Minister des Auswärtigen ganz Pompadour. Je possenhafter die Persiflage wurde, desto mehr verlor sie für uns an Stachel. Es folgte Präsentation durch den Premier, welcher sich natürlich mit fabelhaftem Adel und Stammbaume versehen hatte in der Geschwindigkeit; es folgte die Frage: was anfangen? Bon papa will amüsirt

sein. Man schlägt ein Concert vor. Angenommen. Die impertinente Soubrette spielt die Prima Donna und macht, wie sie vorausgesagt, dem bon papa die dreistesten Avancen. Der Marineminister, ihr wirklicher Liebhaber, fällt aus der Rolle, und will sich nicht dadurch beschwichtigen lassen, daß sie ihm zuflüstert: „Nur an die linke Hand, nur an die linke!" Bon papa wird auch wirklich intriguirt und fängt an, die Cour zu machen, wie man vor Olim's Zeiten die Cour machte. Eine echte Hofdame des besuchenden Hofes ferner, welche so eben Werther's Leiden gelesen, bildet das ergänzende Gegenstück: sie verliebt sich auf der Stelle in den Marineminister Achard und äußert dieses Schicksal durch so grelle Sentimentalitäten, daß die Französin in unserer Loge gar nicht mehr zu sich kommen kann vor Vergnügen über die curiosen deutschen Edeldamen. Der Spektakel wurde, wie gesagt, so ungeberdig, daß wir uns nicht mehr getroffen fühlten von einer übertreibenden Posse. Bon papa wurde zum Beispiele gefragt, was gesungen werden sollte, und entwickelte eine für die Franzosen sehr belustigende Unkenntniß moderner Musik. Die Herren Franzosen wissen nicht, daß unsere kleinen Hoftheater in der Musik erfahrener sind, als die großen Opern ihrer französischen Hauptstadt. Während sie also uns auszulachen meinten, lachten wir über sie. Dem bon papa wurde nämlich die „Jüdin" als nagelneu und vortreffliche Oper vorgeschlagen und er war sehr erbaut von der Mittheilung dieser Neuigkeit und bat um eine Arie aus dieser „Jüdin." Die Soubrette rüstet sich zum Vortrage! Ihre Cameraden zeigen sich erschreckt und flüstern ihr zu: sie werde Alles verderben, denn sie könne ja so was nicht

singen. Seid unbesorgt! flüsterte sie zurück, was weiß Er hiervon! Und sie singt heiteren Muthes das Tralalalala des eben beliebten Pariser Gassenhauers, singt es mit aller Frechheit einer Grisette und — erreicht ihren Zweck vollkommen. Es folgt allgemeiner Applaus, und bon papa sagt in vollem Entzücken: dies sei etwas Feines, quelque chose de sublime, und diese Oper „Jüdin" müsse „magnifik" sein. Kurz, die Farce artet aus und kann am Ende nur Franzosen befriedigen, welche auch in der Geographie Franzosen sind. Für uns war das Ding am Ende abgeschmackt geworden und wir begegneten uns beim Fallen des Vorhanges in der gleichzeitigen Bemerkung: Dies ist das Paroli für die diplomatischen Rücksichten auf unseren Hoftheatern!

Wie man bei uns übertreibt im Prohibitiv-Systeme am Theater, so übertreibt man in Frankreich im Freihandels-Systeme. Wir sind wir, sagt man, wir sind daheim unsere alleinigen Herren, und kein Fremder hat in unsere Hauswirthschaft zu reden. Wehe dem Minister, der uns ein Stück entzöge, weil dieses Stück einem fremden Lande oder Staate oder Herrn unangenehm sein könnte. Wir leben und schreiben für uns und nicht für Andere.

Es ist sehr wohlfeil, kleine Staaten zu beleidigen, welche nicht im Stande sind, Satisfaction zu erzwingen! sagten wir im Herausgehen zu einem Franzosen. Sie irren sich, entgegnete er, wenn Sie glauben, es werde dieses Hausrecht nur in Anspruch genommen, wo es sich um kleine Staaten handelt, es wird in Anspruch genommen in vollständiger Ausdehnung. Ich erinnere mich, daß vor einiger Zeit einmal Bernadotte, der

König von Schweden, officiell und unter der Hand Alles aufbot, um ein Stück abzuwenden, in welchem er selbst mitspielte. Alle seine Anstrengungen waren vergeblich. Es wurde ihm entgegnet, daß sich die Nation solche Eingriffe in freie Benutzung jeglichen historischen Stoffes durchaus nicht gefallen lasse, weil diese Freiheit dem nationalen Selbständigkeitsgefühle tief angehöre und für Entwickelung der Künste unerläßlich sei. Wir ertragen auch alle Beschränkungen eher als diejenigen, welche eine Abhängigkeit vom Auslande verrathen. Deßhalb werden Sie auch die strengste Regierung in Frankreich in diesem Punkte mild finden. Denn jede Regierung weiß, daß dies ein Lebenspunkt.

Auf unsere weiteren Erinnerungen gab er zu, daß Ausnahmsfälle vorkommen und nöthig sein könnten, wenn lebende Fürsten in mißlichem Lichte auf die Bühne gebracht würden, wenn zum Beispiele Kaiser und Könige europäischer Großmächte in solchem Lichte dargestellt würden. Dann könnte die Unschicklichkeit wichtig werden, und man habe ein Recht, von der Litteratur und dem Publicum ein diplomatisches Zugeständniß zu verlangen. Der bon sens finde das auch in Ordnung, wenn noch so viel darüber raisonnirt werde. Aber, schloß er seine Bemerkung, jedes Zugeständniß solcher Art findet nur Statt, wenn es sich um ein mächtiges Interesse handelt und wenn der ausländische Fürst, der auf der Bühne erscheinen soll, noch lebt, und unter keinen Umständen lassen wir uns eine Einschränkung gefallen, wenn es sich um verstorbene Personen handelt. Wir verlangen nicht mehr und nicht minder, als daß die Gegenwart Recht hat,

und daß unsere Theater französisch, nicht aber kosmopolitisch sind. Ob das Ausland was übel nehme, das ist für uns keine Frage von Wichtigkeit.

Das waren die letzten Eindrücke, mit denen ich diesmal schied von Babylon. Babylon rächte sich dafür, daß ich es diesmal nicht verführerisch gefunden: es nahm mir am letzten Abend und Morgen so viel „Münze" ab, daß ich auf der Eisenbahn mit Schrecken inne wurde, ich besäße nicht mehr so viel französisches Geld im Beutel, um heil und satt über die Grenze zu kommen. Kleineres Papiergeld ist nämlich in Frankreich unbekannt, und selbst die Goldstücke zu 20 Franks sind nicht sehr gebräuchlich, weil man sie nicht ohne kleines Aufgeld einwechseln kann, sie aber ohne Agio ausgeben muß, also immer etwas an ihnen verliert. So ist man denn auf die großen Fünffrankstücke angewiesen, so große Silberthaler, daß selbst ein bürgerliches Sümmchen dem Reisenden schon die Taschen zu sprengen droht. Eben debattirte man in der Kammer um Einführung von Papiergeld. Die Franzosen scheinen seit den weiland Assignaten einen heiligen Respekt davor zu haben, und sind überhaupt kein Handelsvolk, welches große Kredite leicht hinnähme. Im gewöhnlichen Leben für kleinere Summen ungemein vertrauensvoll und „gentil", im Großen aber durchaus nur für baare fühlbare Münze. Man wollte denn auch in der Kammer nur Papiergeld zur Höhe von 200 Franks, also nicht Scheine zur Ausgleichung im täglichen Lebensverkehre, und selbst dies wurde sehr bestritten. Das las ich eben in dem

Journale, welches ich mir leichtsinnig noch für die Eisenbahnfahrt gekauft, während ich in der geheimnißvollsten Stille des Gewissens berechnete, ob ich den ganzen Tag lang bis Brüssel wohl eine Mahlzeit bestreiten könnte. Das wurde sehr unwahrscheinlich, oder doch sehr gewagt, da ich auf den Bahnhöfen Preise bezahlen sah für ein harmloses Cotelett, Preise, welche mich tief erschreckten, theils durch ihre Höhe, theils durch ihre bahnlose Ungleichheit. Hier ein Frank, dort drei Frank für dasselbe Volumen. Auf diese unsichre Brücke eines unsoliden Volkes konnte ich durchaus nicht treten. Da nun aber mein Hunger wuchs und ich auf jedem neuen Bahnhofe zum Aerger meiner Nachbarn ausstieg, um Beobachtungen über die Preise anzustellen und im günstigen Augenblick einmal va banque zu sagen, so wurde ich immer rathloser und unschlüssiger, wenn auch immer hungriger. Zweimal war ich auf dem Punkte gewesen, einer Büffetdame mit christlichen Preisen mein Fünffrankenstück anheim zu geben, da hatte der rücksichtslose Dampfwagen aber gepfiffen, und dem Zurückbleiben konnte ich mich doch unter solchen Umständen noch weniger aussetzen. Ich verlor nämlich immer zu viel Zeit mit dem für meine Lage freilich unerläßlichen Beobachten des Courses, und es kam vor, daß ich den Cours eines Cotelettes, worauf sich leider all mein Sehnen zusammendrängte, gar nicht erfuhr, weil Niemand auf dieser Station ein Cotelett verzehrte. Die Büffetdamen bemerkten wohl meine gespannte Aufmerksamkeit auf das Cotelett, aber ihre oberflächliche Ermunterung ohne Preisangabe nützte mir nichts, so daß sicherlich einige auf den Gedanken gekommen sind, ich wollte etwas stehlen. In solcher üblen Lage

pflegt man in Deutschland zu rauchen. Das hilft gegen den Appetit. Auf dieser heillosen französischen Bahn war aber auch dies verboten, und ich saß denn geradezu da, wie Einer, der auf Gottes weiter Welt nichts Besseres zu thun hat, als zu hungern. Jedenfalls kurios für Einen, der doch quasi zu seinem Vergnügen nach Paris gereist war. Der Leser muß auch nicht so gar gering von mir denken, als hätte ich gar kein Geld mehr gehabt, er stellte mich damit zu tief herunter. Ich hatte noch deutsche Goldstücke. Aber die nützen Einem dort so viel wie Rechenpfennige: man kennt und nimmt nichts Fremdes. Ich hatte auch noch zwei Fünffrankenstücke. Aber die konnte ich nicht leichtfertig auf's Spiel setzen, weil ich ein nicht ganz festes Douanengewissen hatte. In meinem Koffer lagen nämlich ein Paar seidne Kleider, die ich auf der belgischen Grenze nicht verheimlichen, sondern plombiren lassen wollte als Durchgangsgut, für welches an der Zollvereinsgrenze mein geliebtes deutsches Geld mit Freuden hingegeben werden sollte. Plombiren kann zwar so gut wie nichts kosten. Aber was heißt nichts? Auf ein Paar Franks mußte ich doch halten. Hätte ich gewußt, was mir bevorstand an der Grenze, ich hätte in Amiens, wo jeder ehrliche und unehrliche Passagier lang und breit zu Mittag aß, ohne Rücksicht auf Cours zu Mittag gegessen, statt spazieren zu gehn und die vielleicht für jeden gesättigten Reisenden anmuthige Gegend abscheulich zu finden. Es war so in den Sternen geschrieben, zur Strafe für Bieberac und Babylon.

Gegen Abend erst — man denke! des Morgens war ich fast nüchtern aus Paris gefahren — kamen

wir an die belgische Grenze, und ich bat um Plombe. Da erfuhr ich, was es heißt, sich selbst Gesetze und Geld machen zu können. Man hält Plombiren für altmodisch und läßt sich auch für den Durchgangsartikel vollen Zoll bezahlen. Ein Donnerschlag für mich ohnedies geschwächten Mann. Was nützte ein unklares Völkerrecht, welches ich an diese praktischen Douaniers verschwendete! Wir begegneten uns nur in dem einen Punkte, daß wir beiderseits schlecht Französisch sprachen, und meine entrüstete Opposition hatte nur die unzweifelhafte Folge, daß sie des Verdachtes wurden, ich hätte wohl noch mehr Artikel, und daß sie mich bis auf die Taschen durchsuchten. Eßwaaren wenigstens fanden sie nicht. Und was sollte ich nun bezahlen? Elf Franks und einige Centimen. Darum Räuber und Mörder! Darum gehungert, um zehn Franks bereit zu halten, die nun doch nicht reichten! Daß ein Frank und mehrere Centimen fehlten war eben so schlimm, als wenn alle elf gefehlt hätten, denn mein deutsches Gold wiesen sie unerkenntlich zurück. Beiläufig gesagt, es war hannöversches Gepräge, wenn sich ein Theil meines Vaterlandes etwa rächen wollte für diese Mißachtung. Draußen pfiff der Dampfwagen, er wollte fort, denn alle übrigen Passagiere waren abgefertigt, und hier innen war kein Ende abzusehn. Der Waggonführer kam herein gestürzt und schrie mir zu. Die Verbindung Europa's wurde gehemmt durch diesen mangelnden Frank nebst mehreren Centimen. Was thun? Der Zug muß warten! Warum beträgt man sich hier so völkerunrechtlich! Und dies Belgien haben wir noch dazu immer gelobt! — „Der Zug wartet nicht. Da pfeift er zum zweiten Male. Man läßt Sie hier.“ —

Dann muß ich hier vor Hunger sterben, denn was ich habe gilt hier nichts.

Gott verläßt keinen Deutschen! Der Waggonführer fand meine Haltung Vertrauen einflößend — er lieh mir, der brave Mann! auf mein ehrlich Gesicht, wie man zu sagen pflegt, und Arm in Arm, Verachtung in den Blicken für die Douane, stürzten wir in's Coupé. Ein braver Belgier rettete für mich in der Geschwindigkeit Belgiens Ruf, welcher durch diese summarische Auskunft der Douane nicht gewinnen kann. Die Hungersnoth und Verlegenheit an der Grenze Frankreichs war aber eine ganz gerechte Strafe für die dreiste Behauptung: Paris sei im Frühjahre 1847 ziemlich langweilig gewesen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Förster Buchb.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laube, Heinrich,

Paris 1847

Mannheim 1848

Gall.sp. 100 ob
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10426874-7